

017

Berlin
Jenna Hutschel Bräun

3/3

Schlesische Monatshette



SONDERHEFT REICHENBACH / EULE

INHALT:

KREISLEITER MÜLLER, REICHENBACH
LOS VON DER NOT

LANDRAT DR. HÜBNER
„DIE SCHÖNSTE LANDSCHAFT VON DER WELT“

MÜLLER-SCHLAUPITZ
VON DER EULE ZUM SILING
REICHENBACH — DAS TOR ZUR EULE
DER DICHTER ERNST SCHENKE

WILM VON ELBWART
1813

DR. WALTER NOWOTHNIG
NIMPTSCH IM SPIEGEL DER VORGESCHICHTSFORSCHUNG

BODO JAXTHEIMER
DIE TRACHT ALS AUSDRUCK NEUER LEBENSHALTUNG

GOTTFRIED DIERIG
DAS INDUSTRIELLE GESICHT

ERNST SCHENKE
EENIGKEET
1000 WORTE SCHLESISCH

HANS-GEORG REHM
GESCHICHTE EINER ENTFÜHRUNG

BERICHTE

LOS VON DER NOT

VON KARL LUDWIG MOHRE, REICHENBACH

Schleifische Monatshefte

LOS VON DER NOT

VON KREISLEITER MÜLLER, REICHENBACH

Unser Sonderheft über den Kreis Reichenbach soll nicht nur von der herrlichen Landschaft des Eulengebirges, von echtem und altem Volks- und Brauchtum seiner Bewohner, von der geschichtlichen sowie der wirtschaftlichen Entwicklung oder der verkehrstechnischen Lage berichten, sondern vor allem auch vom Schicksal und den besonderen Aufgaben der Menschen ein Beispiel geben.

Wenn sich das Leben der Bevölkerung besonders auf zwei Gebiete erstreckt, und zwar auf Landwirtschaft, die vorwiegend im Niederkreis betrieben wird, und die Textilindustrie, die hauptsächlich in den oberen Gebirgsorten Langenbielau, Peterswaldau, Steinkunzendorf, Gnadenfrei, Weigelsdorf und auch Reichenbach zu Hause ist, so ist über ersteres wenig zu sagen, da hier die Verhältnisse ähnlich wie in anderen Gebieten des Reiches liegen. Anders jedoch liegen die Dinge in der Textilindustrie.

Hier hat ein alteingesessener Stamm von Weberfamilien durch unermüdelichen Fleiß, Ausdauer, Zähigkeit und nicht zuletzt Geschicklichkeit aus kleinsten Anfängen der Hand- und Hausweberei heraus eine heute auf dem Höchststand der Technik stehende leistungsfähige mechanische Industrie geschaffen, die nicht nur über Schlesiens, sondern auch über Deutschlands Grenzen hinaus Bedeutung erlangt hat und dem Kreis Reichenbach sein eigentliches Gepräge gibt. Diese Entwicklung wurde oft gehemmt durch Wirtschaftskrisen und Rückschläge, von denen die Zeit des 15jährigen Niederganges des deutschen Volkes von 1918—1933 als die schwerste bezeichnet werden muß. Trotzdem die Weber des Eulengebirges durch ihre hauptsächlich durch die Verkehrsferne vom Reich bedingte besonders ungünstige wirtschaftliche Lage von Anbeginn in den bescheidensten, ja geradezu notdürftigsten Verhältnissen zu leben gezwungen waren, standen sie zu allen Zeiten treu zu ihrer Heimat, ihrem Volke und ihrer Arbeit. Das beweist uns ein hier tief-

verwurzeltes und seit Jahrhunderten überliefertes Volks- und Brauchtum. Burschen und Mädel in ihren farbenfrohen in die Landschaft passenden Trachten geben uns heute wie zu allen Zeiten mit ihren Liedern und Erzählungen in eigener Mundart Beweise von ihrer Liebe zur Heimat, ihrer Treue zum Volk, ihrer Hingabe zur Arbeit und der Verbundenheit mit der Landschaft. Daran vermag auch die Tatsache eines Weberaufstandes im Jahre 1844 in Peterswaldau und Langenbielau, von dem uns das Drama Gerhart Hauptmanns berichtet, nichts zu ändern. Diese Entwicklung entsprang nicht einer allgemeinen revolutionären Gefinnung der Beteiligten, als vielmehr der Führerlosigkeit und dem Gefühl des Verlassenseins in der seinerzeit unerträglich gewordenen Not dieses Berufsstandes im Eulengebirge. Es ist leider eine unleugbare Tatsache, daß sich in früherer Zeit weder eine Staatsführung noch das Volk um das Schicksal dieses fern von den Großstädten um ihr Volkstum und ihre Existenz ringenden Grenzvolkes kümmerte. Das ist durch den Nationalsozialismus und ein im Dritten Reich lebendes neues Volk anders geworden. Erstmalig fühlen wir hier, daß auch wir nicht mehr vergessen und unserem Schicksal selbst überlassen sind. Tausende schaffende Deutsche aus allen Gebieten des Reiches, die durch die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in den letzten Jahren erholungsuchend in unser herrliches Gebirge kamen, fanden hier frohe und wieder hoffnungsvolle, aufgeschlossene und gastfreundschaftliche Menschen, die bestrebt waren, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Dies trug zur Vertiefung der Beziehungen zwischen unserem Grenzland und dem Reich außerordentlich bei. Urlauber und Einheimische hatten sich bald zu einer festen Gemeinschaft und tiefen Kameradschaft zusammengefunden, und alle, die dies erlebten, versprachen wiederzukommen. Sie brachten uns nicht nur jene zusätzliche wirtschaftliche Stärkung, die wir, da unsere heimische Industrie noch heute schwer um ihren

Bestand ringt und Schwierigkeiten zu überwinden hat, die in anderen Gebieten des Reiches längst vergessen sind, nötig haben, sondern sie gaben uns auch seelisch neue Kraft, um den jederzeit geführten Volkstumskampf als auf Vorposten des Reiches stehendes Grenzvolk weiter bestehen zu können. So ist der Kreis Reichenbach heute nicht nur als bedeutendes Industriegebiet, sondern auch als Fremdenverkehrsgebiet zu einem Begriff geworden.

Wenn es auch gelungen ist, die bei der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus in unserem Kreis vorhandenen 13 000 Erwerbslosen wieder in Arbeit und Brot zu bringen, so ist doch der wirtschaftliche Aufschwung, bedingt durch die willkürliche Grenzziehung im Osten nach dem Kriege und die damit verbundene Abreißung der

hauptsächlichsten Absatzgebiete, nicht in dem gleichen Maße wie in übrigen Gebieten und Wirtschaftszweigen des Reiches erfolgt, so daß unsere Bevölkerung an der im allgemeinen in Deutschland stattgefundenen Verbesserung der Lebensbedingungen nicht gleichen Anteil hat. Wir nehmen diese größeren Opfer gern auf uns, da wir, erzogen in stetem harten Kampfe, mehr als irgendein anderer Volkstamm verstehen, daß zur Aufrichtung einer starken und freien Nation nach 15jährigem Niedergang gewaltige Opfer notwendig sind.

Daß dieses Heft in weiten Kreisen unseres Volkes zur Aufklärung und zum Verständnis für unsere Lage und unsere besonderen Aufgaben beitragen möge, ist sein Sinn und Zweck und unser Wunsch.

E e n i g k e e t

Mir gehiern zusomma,
 Weil merr olle voo enner Mutter stomma.
 Kenner derf alleene gieh,
 Kenner obeits stiehn.

Aus derselba Arde wächst infer Brut,
 Mir stemma ins gägen dieselbe Nut,
 Mir honn olle dieselba freinde,
 Jns ümlauern dieselba feinde.
 Und hullt ins derr Tud und is Laba ies aus,
 Uff a selba Kerchhof troan se ins olle naus.

fuch oder niedrig, orm oder reich,
 Derr derr Ewigkeet sein merr olle gleich.
 Recht euch die hand,
 Ee Vulk, ee Land.
 Mir haln zusomma,
 Weil merr olle voo enner Mutter stomma!



„Die schönste Landschaft von der Welt“

VON LANDRAT DR. HÜBNER

Der Kreis Reichenbach, der in einer landschaftlich reizvollen Gegend zwischen dem Eulengebirge im Südwesten, dem Geiers- und Költzchenberg — Vorberg des Zobten — im Norden und einem ausgedehnten Hügelland im Osten eingebettet liegt, erfuhr im Jahre 1932 durch die Auflösung des Kreises Nimptsch eine nicht unerhebliche Gebiets-erweiterung in seinem östlichen Teile und umfaßt jetzt ein Gebiet von 546,14 Quadratkilometer. Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1933 wurden 86 062 Einwohner gezählt. Mit 157,6 Einwohnern auf einen Quadratkilometer ist der Kreis Reichenbach nächst dem Landkreis Waldenburg der am dichtesten bevölkerte Landkreis der Provinz Niederschlesien. Seine Einwohnerzahl verteilt sich mit 40 217 Einwohnern auf die Städte Reichenbach, Langenbielau und Nimptsch und mit 45 845 Einwohnern auf 66 Landgemeinden. 43,5 Prozent der hauptberuflich erwerbstätigen Bevölkerung des Kreises finden ihr Brot in der Textilindustrie und im Handwerk, 33,7 Prozent in der Land- und Forstwirtschaft und 11,4 Prozent im Handel und Verkehr; die übrige Bevölkerung im öffentlichen Dienst und in der Hauswirtschaft.

Der Kreis Reichenbach gehört zu den fruchtbarsten Kreisen Schlesiens. Er birgt in den Ortschaften Reichenbach, Langenbielau, Peterswaldau und Gnadenfrei die weit über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannte Textilindustrie, ein Industriezentrum mit Arbeiterwohngemeinden, wo 70 Prozent der gesamten Kreisbevölkerung leben. Das an Naturschönheiten reiche, 1014 Meter hohe Eulengebirge, welches mit seinem nordöstlichen Teile im Kreise Reichenbach liegt, gewinnt durch den Fremdenverkehr eine immer größere Bedeutung in unserem Vaterlande und ist in den letzten Jahren der Anziehungspunkt für Tausende von Reisenden und Ausflüglern aus nah und fern, im Sommer gleich wie im Winter geworden. Im Kreise befindet sich ein dichtes und gut ausgebautes Straßennetz. Er wird in nordwestlicher Richtung durch die Reichsbahnstrecke Ober-

schlesien—Liegnitz mit einer Abzweigung in Gnadenfrei über Nimptsch nach Breslau und in Reichenbach mit einer Abzweigung nach Langenbielau aufgeschlossen. Von Reichenbach führt über Peterswaldau und am Fuße des Eulengebirges entlang die Eulengebirgsbahn. Den Verkehr vermitteln außerdem zahlreiche Kraftpostlinien, von denen zwei über das Eulengebirge hinweg führen. Diese große wirtschaftliche Bedeutung und nicht zuletzt die Bevölkerungsdichte machten im Kreise Reichenbach die Schaffung besonderer Maßnahmen auch auf kulturellem Gebiet erforderlich. Es seien hiervon erwähnt die Staatliche Oberschule für Jungen, die städtische Oberschule für Mädchen, die städtische gewerbliche Berufsschule, die städtische kaufmännische Berufsschule und die städtische Handelsschule in Reichenbach, die städtische Oberschule für Jungen und Mädchen, die städtische Berufsschule, die Preussische Textilschule und die Lehrwerkstätten für Textilarbeiter der DPF. in Langenbielau, die Bäuerliche Werkschule mit Haushaltungsschule in Reichenbach und die Bäuerliche Frauenschule Maidhof in Gnadenfrei.

Schon in der Geschichte spielte der Kreis Reichenbach eine bedeutsame Rolle. So schrieb Friedrich der Große am 31. August 1741 über Reichenbach „Wir haben hier die schönste Aussicht von Schlesiens. Es ist die schönste Landschaft von der Welt“. Im Jahre 1762 war die Schlacht am Fischerberge. Im Jahre 1790 fand der Reichenbacher Kongreß statt. Im Jahre 1813 war das Zusammentreffen Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III.; Bündnis zwischen Preußen, England und Rußland. In den Jahren 1816—1820 war die Stadt Reichenbach Regierungshauptstadt des neugebildeten schlesischen Gebirgskreises.

Heute besitzt der Kreis Reichenbach durch seine landschaftliche Schönheit, insbesondere des Eulengebirges, durch seine fruchtbare Ebene und durch die starke industrielle Struktur eine ausschlaggebende und wichtige wirtschaftliche Bedeutung im Gesamtbilde Schlesiens.



VON DER EULE ZUM SILING

VON MÜLLER - SCHLAUPITZ

Das ist unser Land! Vom Bergrücken schauen wir hinab in weite fruchtbare Auen, in denen der schlesische Bauern alljährlich bestellte Felder ihre schweren Früchte tragen. Sie reifen zwischen Berg und Berg! Wo in der Flucht der Sudetenhänge die Talkessel einmünden, als wollten sie den Himmelanstürmern ein Halt gebieten, da beginnt ein vermittelndes Stück landschaftsbindender Bestimmung. Alle sie gehören zusammen und zum schlesischen Gesicht: Das wuchtige Riesengebirge, Kübezhals hort, das Waldenburger Bergland, Mittelschlesiens Diamantenerde, die Grafschaft mit Bädern heilsamer Quellen, und zwischen ihr und den Werkstätten geschwärzter Knappen erstreckt sich in anmutigem Wuchs und liebreizendem Wesen ein Gebirge, bislang weniger bekannt, aber immer frisch und unverfälscht naturerhaltend geblieben: Die Eule!

So sagt man kurz und mag angesichts ihres farbenfrohen Kleides und der liebevoll gehüteten Kleinode gar nicht mal um den Namen deuteln, wenn man erst dort zu Gast war. Grün-weiß sind unsere Farben, sagen die Bergbewohner, die im Herbst am Hang, viel später als die unten im Tal, die Farben zur Scheuer bringen und dann dankerfüllt den bunten Erntekranz winden. Ganz oben aber, überragend und führend, inmitten der kleineren Kameraden, des göttlichen Baumeisters höchstes Werk zwischen all den wohlgeformten und bewachsenen Naturdenkmälern, schaut sie hinunter in ihr großes Reich. Die Eule hütet zunächst einmal ihr ganz eigenes Land, die ewig eine Melodie singenden Wälder, manchmal hört man die leichte schmeichelnde Weise „Du Wanderer, laß dich nieder auf grünem Teppich, in Bergblumenduft und Nadelfrische wiege ich dich in seligen Schlaf, der dein Herz beglückend umfängt!“ So ist's im Frühjahr und Sommer, der Träume Raum ist dann so weit wie der Himmelsdom, aber ihr Inhalt so nah wie der Teppich und die raunenden Zweige. Später aber fährt der Sturmwind in das Geäst, schlägt es auseinander und wieder

zusammen, daß des Singens eine Klage wird. Dann ist es wohl Herbst, und drunten im Tale schaut's viel freundlicher aus, da rinnt mit zahllos taumelnden Blättern ein Goldregen zur Erde hernieder, die nun auch einen bunten Teppich bekommt. Stark muß der Wanderer oben sein, wenn er zum Berg will und immer wieder in das Brausen und Tosen, Schütteln und Zausen hineinstampft. Kein lockendes Lied klingt auf: Bleib hier, laß dich nieder! Der Berg will in seinen herbstlich schweren Tagen erlebt sein! Wer das nicht kann, der bleibe lieber unten und träume beim Goldblätterregen ein zartes Märchen! Im Tale freilich huscht es noch in sonnigen Strahlen dahin, kost und belichtet bald dieses, bald jenes Fleckchen Erde, oben dagegen heult der Sturm immer stärker im Revier, biegt, krümmt und bricht, dann aber legt er sich ein, geht schlafen, damit auch hier ein Märchen Einzug halten kann: Flocken tanzen herab, küssen die immer noch starkgebliebenen Zweige, ruhen sich auf ihnen aus, neue Schneesternchen kommen hinzu, eines nach dem andern und so unendlich viele, bis das weiße Deckchen zum dicken Pelz wird, der schwer ist und niederdrückt. Sie tragen ihn froh und stolz, unsere Bäume der Eulewälder, denn jeder einzelne Wuchs weiß nun, daß er in dem großen Märchenreiche eine liebe und traute Gestalt ist. Da gibt's ein andächtiges Schauen und Glauben im Winterwalde, wenn das kleine Menschenkind beim Bretteln all diese Wunder in sich aufnimmt. Und wie sind die Farben? Lieber Freund, es ist des Eulengebirglers Heimatwappen, grün-weiß. Das findest du im Winter auch in anderen Bergen, aber unsere Menschen sagen, nirgends so schön wie hier oben — in der Eule.

Du kannst dieser Farbenvermählung Deutung hierzulande auch so nahe kommen: Schau im Sommer von der Eule hinab ins Land! Da geht dein Blick gar weit! Über die vorgelagerten Kuppen, die kleineren Kameraden mit all ihren herrlichen Wäldern hinweg ins Tal. Dort grünt es

auch noch. Zwar ist's nicht mehr der tiefgrüne Ton des Berges, sondern ein leichtes Feldgrün, dort, wo beidseitig der langgezogenen Täler die freundlichen Auen zum Hang hinaufklimmen und oben am Rand, wo der Bergbauer die Feldsteine in jahrelangem Bücken zu niedrigen Mauern aufgeschichtet hat, die seiner Gemarkung Grenzen anzeigen, den Waldsaum küssen. In den Dörfern findest du auch Grün, rechts und links der sauber gezogenen Straßen, denn diese Menschen da unten haben alle ein Gärtlein, das pflegen sie liebevoll, und da grünt es besonders schön, und zwischen dem Grün sind die roten, gelben und blauen Tupfen, die abwechselnd von Frühjahr bis in den Spätherbst hinein leuchten. Das kannst du aber von oben nicht sehen, weil die Eule so hoch über ihren Tälern und Menschen herrscht und wacht. Dafür schauen wir weiter in die Ebene. In ihrer Mitte liegt die Kreisstadt, sie ist als Verkehrstor zu dem großen Waldreiche ein sauber gepflegter, immer einladender Ort. Vor und hinter ihm schimmert es ganz hell, gelb, fast weiß. Dies sind die Getreidfelder, die starke Erbhöfobauern bestellt haben. Ihr Werken ist leichter und ertragreicher wie das der Kameraden am Berge, und die Scheuern da unten bergen große Vorräte, denn der Eulenkreis muß viele, viele Menschen ernähren. Fleißige Arbeiter weben in großen Fabriken die feinsten Tücher und Stoffe, des Eulengebirgler's Stolz. Früher einmal klapperten in den kleinen Häusern die Webstühle, aber diese Zeit ist gottlob vorbei, mit ihr auch die Not der Handweber. Jetzt singen die Stühle in langen Reihen der Websäle ihr Lied der Arbeit, und Arbeit gibt es wieder für jeden, seitdem Schlesien und in ihm dem Eulenkreis wirtschaftlich geholfen wird. Die Schornsteine kannst du von oben wenig sehen, denn die Eule will, daß ihrem atmenden Reiche, nicht durch Menschenwerk die Natur genommen wird. Weiß aber sind die Felder vor und hinter der Kreisstadt, weit drüben schwimmen sie an einem dunklen Berg. Das ist der Silling, der am besten in alle Seiten der gesamt-schlesischen Ebene schauen kann. Er ist der älteste und treueste Wächter des Landes, heute weiß man's am besten, daß hier deutsche Menschen anfangen, nach hartem Roden Blut und Geschlecht für alle Zeiten zu verankern. Wieder sind es die Farben grün-weiß, droben in der Eule und unten im Tale, und zwischen den hohen Bergen reifen die Felder. Dies, lieber Freund, ist unser Land!

Diel und zu allen Zeiten ist das Eulengebirge gepriesen worden! Kein Geringerer als Friedrich der Große hatte es besonders in sein Herz geschlossen. Während der schlesischen Kriege ritt er oft die Höhen hinan, um Auschau nach den Feinden zu halten und ihre Bewegungen festzustellen. Gar manchmal waren die Eulenberge in Pulverdampf gehüllt, und sicher hat besonders während des Siebenjährigen Krieges der mit Sorgen beladene Monarch sich nicht dieser

herrlichen Bergwelt ungetrübt erfreuen können! Es zog ihn aber immer wieder her, und als er nach dem endgültigen Gewinn der neuen Provinz zu deren Sicherung die trügige Bergfeste Silberberg errichten ließ, da sind ihm diese mit rastloser Arbeit ausgefüllten Tage im herrlichen Eulengebirge gleichzeitig zur Erholung geworden. Leider war die Wertschätzung, die der große Preußenkönig mit den in Reichensbach geschriebenen Sätzen: „Es ist die reizendste Landschaft der Welt!“ verriet, später in der allgemeinen Verkehrserschließung der schlesischen Gebirge verblühen. Die Eule blieb nach wie vor ein Blümchen feinsten Art, das aber von den meisten wandernden Erdenbürgern nicht gefunden wurde. Dabei haben sich in der Geschichte der betreuenden Eulengebirgsvereine während der letzten Jahrzehnte viele Männer verdient gemacht, denen die Eule zur Heimat und zum Lebenswerk wurde, und auch die rührigen Verkehrsvereine ergriffen alle erdenkbaren Maßnahmen, um Menschen herzubringen.

Na, jetzt ist der alte Bergkrach endgültig begraben, denn unsere schlesischen Gebirge bekommen nun reichlich Besuch, und die Berggenossen werden alle bedacht. Um die früher so wenig bekannte und manchmal verkannte Eule reißt man sich ordentlich. Ist so ein plötzlicher Aufschwung überhaupt möglich? Jawohl! Aber das macht, weil jetzt nicht mehr nur die Begüterten reisen, sondern das ganze Volk spannt in sonnigen Feriengauen nach hartem Werken aus. Dies ist mit eines der größten Wunder der deutschen Volksbetreuung und Volkwerdung, und die Eule lacht immer weithin ins Land, wenn hier wieder „Kraft durch Freude“ regiert. Sie hat sich all ihre schlichte Anmut beharrlich und wertbewußt erhalten, und viele der sogenannten modernen Verschönerungsaktionen als des schlesischen Bergwaldes unwürdig abgelehnt. Dafür aber verbirgt sie keines ihrer idyllischen Flecken, freilich, erwandern muß man sie schon, immer mit dem gesunden Sinn, recht viele Kleinodien im Blickfeld erfassen zu können. Wer dies aber tut, dem bietet sich immer wieder etwas Neues, in dieser Malerei noch nicht Gesehenes, daß er die Hände weit ausbreitet und dies Land bejubelt oder aber in stiller Andacht versunken schaut.

So verschieden hat die Eule ihre Besucher gesehen! Da kamen in den letzten Jahren tausende Arbeitskameraden aus dem Häusermeer der Reichshauptstadt in die Berge, und man muß schon dabei gewesen sein, wenn Menschen, die eine große Sehnsucht nach Sonne und Wald im Herzen tragen, dieses Erleben in sich aufnehmen. Gleich, wie sie die Freude empfinden! Am Leuchten der Augen, am Schauen zu den Jügen und Kruppen, am Jubeln oben auf deren Beherrscher, der Eule, erkennen wir, was unser Stückchen Erde bedeutet. So sind die Städter, denen der Wald eine Andacht

ins Herz trägt, wie sie ihnen zu Hause nicht zuteil wird! Wir wanderten auch mit den Bewohnern der Nord- und Ostseeküste, denn Pommern, Mecklenburg, Weser-Ems und andere Gauen schickten Jüge hierher. Wie ist es doch? Uns Gebirglern wird der erste Eindruck des Meeres mit seinem wellenwogenden Gesicht stets unvergessen bleiben, alles andere nachher ist nichts mehr als Dervollständigung des neuen großen Bildes. Und der, der am Gestade oder im Hinterlande aufgewachsen ist und diese seine Heimat ebenso liebt wie wir die unsere, der erstmalig Berge sah, starke und wetterfeste Kerle dieser Art, ja, meint ihr denn nicht, daß er erlebt? Die Norddeutschen sprachen im Eulensland am allerwenigsten, aber wir wissen, daß ihr Herz voll war. Und immer wieder das glückselige und nicht zu verbergende Gefühl, o deutscher Mensch, wie reich bist du! Armseliger Trottel, der du glaubst, dies sei Schwärmerei! Die Kameraden aus der Südostecke des Reiches, wo Schlotte und Fördertürme am eindringlichsten des Häuers Hämmern und Graben zeichnen, wo aber auch die Menschen den Glauben an das große deutsche Volk über die Grenzen hinaus am meisten empfinden, sie waren auch in der Eule, und sie hatte es ihnen auch angetan. Gleichfalls denen, die von Magdeburg und Braunschweig, dem Herzen Deutschlands, das Gebirge erwanderten, und die uns viele neue Freunde zuführen werden. So erlebt die Eule ihre schönste Bestimmung, all das von göttlicher Schöpferhand Geschaffene den deutschen Menschen aller Gauen ins Herz zu pflanzen. Wer im Gebirge wandert, will auch rasten. Draußen und drinnen! Draußen ist es der große Naturpark, drinnen sind es traute Bleiben, in denen man die Sammlung und Verinnerlichung des Tages erfährt. So ist es bei uns! Das heißt, daß es Bauden gibt, dies sind in Gestein und Wurzelwerk der Berge verankerte Bauten! Wir wünschen keine hingesehten Paläste, in denen befrachte Ober mit städtischen Manieren, sogenannte vornehme Gasträume mit allen Vorzügen und Raffinessen einer meistens falsch verstandenen städtischen Eleganz dem natürlich gebliebenen Landschaftsbild nur Unehre antun. Nein, wir bieten häusliches Gut, das mit den Menschen und seiner Heimat aufwuchs, Freud und Leid teilte, was man aus Balken und Pfosten, derben Tischen und dem unverfälschten Sims, der stützenden und alles Gesehehen tragenden schlesischen Gaststübensaule erkennen kann. Und sind diese Bergbauden zu alt und klein geworden, dann werden sie ausgebaut oder an ihre Stelle neue gesetzt, die aber das vererbte Gut unverkennbar behüten. Dort, lieber Wanderer und KdF.-Urlauber, verlebste du angesichts des langsam verglimmenden, in den niedrigen Fenstern sich widerspiegelnden Abendrots deine schönsten Stunden. Kehre ein in diese Bauden, die dein Herz so stark mit ihrem Grunde verwurzeln, wie sie selbst in der Seele des

Eulengebirges aufwuchsen und stark wurden. All ihre Namen zu nennen ist überflüssig und bedeutungslos, denn du begegnest ihnen überall, droben natürlich in den Bergen, denn Bauden können nur dort leben, sonst sind es keine, auch wenn man sie so nennt.

Unten aber in den Tälern gibt es bei uns viel mehr als früher ein fröhliches Treiben! Wenn die „Eule“, so nennen wir außer dem Berg auch unser keuchendes Züglein, das von der Kreisstadt aus am Rande des Gebirges bis zur Bergfeste entlangfährt und überall ihre Fahrgäste absetzt, einen Transport Urlauber bringt, Männlein, Weiblein und Kinder mit viel Hudkepack und einem noch größeren Reisekut an Erwartung und Freude, dann nehmen unsere gesamten Urlaubergemeinden daran Anteil. Nicht wahr, nichts ist ernüchternder, als wenn man bei der Ankunft wie eine Ware mit dem Wert des mitgebrachten Banknotengehalts gemustert wird! Wenn man so unverkennbar deutlich fühlt, hier sind nur die an dir interessiert, die an dir verdienen! Wenn du aber erlebst, daß das ganze Bergsdorf auf den Beinen ist, daß die Schuljugend am Bahnhof jubelt, daß aus den kurzen, aber herzlichsten Begrüßungsworten wahre Freundschaft klingt, die du noch mehr empfindest, wenn der biedere Herbergsvater des Eulengebirges die Hand zum Gruß reicht, dann weißt du, hier ist meine Ferienbleibe, wie ich sie seit langem erträumte! Dann gibt's in großer Gemeinschaft den Begrüßungsabend, an dem erst einmal die Schlacken persönlicher Schätzung, was ich bin und was ich habe, abgestoßen werden. Zwischendurch tanzt das lustige Volk der Eule in seiner farbenfrohen Tracht die alten Tänze und spielt ein Stücklein der schlesischen Bergheimat, das dir ihren Menschen noch näher bringt. Dann gehst du in die Berge und wanderst und schaust, und allzusehnell ist der kurze Urlaub verflossen. Der Eulengebirgler greift noch einmal in den großen Schatz seines Heimatgutes, wenn der Abschiedsabend gekommen ist. Dann gibt es zuweilen auch Tränen, auch am Bahnhof, wenn der Zug hinausrollt und des Tücherwinkens erst in der letzten schwindenden Ferne ein Ende bereitet wird. Man lache nicht darüber! Der schlichte Arbeitskamerad erlebt eben heute so Großes, das er kaum zu fassen vermag. Dies alles weiß unsere Eule, sie freut sich unbändig und schaut immer wieder hinunter ins Tal und in die Weite, und ihre Wünsche begleiten die scheidenden Ferienkinder.

Ein solch emsiges Arbeiten in den Urlaubergemeinden hat es seit Jahrzehnten noch nicht gegeben! Weiß man doch, daß die volkerfassende Erschließung unseres Eulengebirges sich in Zukunft immer mehr auswirken wird. Es ist auch gut so, denn in den Tälern gibt es viele Menschen, die schöne Heime besitzen mit traute Stuben, in denen man gern weilt,

draußen ist das blumengeschmückte Gärtchen vorgelagert, und nicht weit weg grüßt der Berg!

Wandert einmal das Steinseifersdorfer Tal hinauf! Die Wirte möchten gern ihren Ort in Schönseifersdorf umtaufen lassen und haben nicht ganz unrecht damit, denn steinig sind zwar die Hänge und Berge, und die ersten deutschen Siedler haben hier gewiß die mühsamste Arbeit gehabt, aber ins Auge fallender ist heute doch die Schönheit dieses Tales. Links erblicken wir die ehemalige Handweberiedlung Friedrichshain, deren arme Weberhäuschen nunmehr auch einladende Heime geworden sind. Und schreiten wir zur Rechten weiter hinan, dann gewinnen wir Kaschbach, die höchstgelegene Kolonie des Kreises und gleichfalls zu Steinseifersdorf gehörig. Nur ein kurzes Stück, und wir sind an der „Sieben-Kurfürsten-Baude“, wo es in steilabfallenden Serpentinien hinunter nach Wüstewaltersdorf geht. Weit lugt der Blick von hier oben ins Land! Im Tale erschallt langsam das Geläut der Kirchen, und ein lehtes Schwingen klingt zur Höhe, hier und da glühen die ersten Lichter auf, die Welt wird ruhig und müde, schweigend schaut man in den dunklen Wald des Eulenberges, der bis zu 1000 Meter Höhe hinaufwächst und erst ganz oben dem rauheren Klima Tribut zollt, wo die Wipfel niedriger und breiter sind.

Wir haben noch so ein herrliches Tal, dessen Name auch durch den Stein der Bergheimat gekennzeichnet ist. An seinem Eingang aber liegt eine größere Gemeinde, die zwar ein bedeutender Industriort ist, aber nirgends durch schöne Fabrikanlagen das Gesamtbild stört. Peterswaldau heißt dieses saubere Straßendorf, das vor langer Zeit schon ein bedeutender Badeort war. Kilometerfassend strebt der Ort immer weiter hinauf ins Tal, wo die Bergkuppen immer näher heranrücken. Sie haben alle ihre Namen, die kleinen und die großen Kerle, und diese Namen erzählen uns stets etwas von der Geschichte des Landes und seiner Menschen. Viermal muß die „Eule“ haltmachen, wenn sie an Peterswaldau entlangfährt, ehe sie hinüber nach Langenbielau dampft. Vor Jahren wurde hier ein herrliches Freibad geschaffen, das im Sommer natürlich gern besucht wird. Gemeinden und Bewohner sorgen stetig dafür, daß allen Anforderungen des Fremdenverkehrs Rechnung getragen wird. Dort, wo man nur einen Fußschritt vor das Haus zu setzen braucht, um in Feld und Wald zu sein, dort wohnen die Feriengäste.

Von hier aus geht's dem Eulekamm zu. Steinkunzendorf nimmt uns hinter Ober Peterswaldau bald auf. Hier ist wieder ein so herrliches fleckchen Erde, eins der schönsten im Eulengebirge. Traute Häuser laden zum Verweilen ein, rechts und links klimmen die reichbewaldeten Züge hinan, immer im Streben zum Kamm. Wanderttrups nehmen den gleichen Weg in die Berge, aber noch ist fest zu mar-

schieren, denn dieses Dorf ist wie alle unsere Erholungsgemeinden lang. Bist du aber an seinem Ende, dann stehst du auch direkt unter dem wuchtigen und steilen Gebirgsmassiv der Eule. Im schattigen Talgrunde liegen noch einige kleine Häuser, manche sichtbar und andere fast versteckt, lustig plätschert der Bergbach durch Steingeröll abwärts, hier muß man einmal in die Gründe eindringen, ehe man im Gleise der in vielen Kurven sich hochwindenden Straße zum Hausdorfer Kreuz ansteigt, dort, wo man das Diesseits und Jenseits der Eule erblickt. Und dieses Schauins-Land öffnet gar weit das Herz, denn man sieht über das friedliche Steinkunzendorfer Tal hinweg und die Reichenbacher Ebene hinein ins schlesische Herz. Daß die Steinkunzendorfer recht rührig sind, bewiesen sie im Vorjahre mit der Schaffung eines betongefasteten Freibades, das von klarem Bergwasser gespeist wird.

Ins nächste Euletal ist Langenbielau hineingewachsen. Ehemals das längste und größte Dorf Preußens hat die heutige, 10 Kilometer fassende Stadt das saubere Gesicht des Reihendorfes bewahrt. Langenbielau ist weit über unseren Gau hinaus im Reich bekannt, seine Textilerzeugnisse werden auf dem großen Weltmarkt abgesetzt. Mit dem Namen Christian Dierig ist Langenbielau und sein schaffendes Wirken am Webstuhl verknüpft. Die Stadt der Arbeit bietet indessen allerorts ein freundliches und sauberes Bild. In einem ehemaligen Gutspark wurde ein Gondelteich und ein vorbildliches Freibad geschaffen, seitab grüßt der sagenumwobene Herrleinberg, Langenbielaus Wahrzeichen, mit dem Wolfgangturm. Der oberste Ortsteil liegt im Berge eingebettet, da ist das Neu Bielaer Tal, wiederum ein Schmuckkästchen in dem großen Schach freundlicher Ferienbleiben. Mitten im schweigenden Walde liegen die letzten Heime, wandert man an ihnen vorbei, dann geht's an schattigen Wegen hinaus ins weite Reich der Natur, die auch hier so unendlich schön gezeichnet ist.

Am Eingang zum südöstlichen Teil des Eulengebirges liegt Weigelsdorf, die letzte der Erholungsgemeinden des Reichenbacher Kreises. Auch Weigelsdorf hat sein Wahrzeichen, es ist der trutzige Böhmsberg, der in der Flucht aller vorgelagerten Kuppen eine beherrschende Rolle spielt. Neben vielem anderen von Nutzen und Belang besitzt der Ort auch einen Bahnhof, an dem die „Eule“ halt macht, dann aber geht's in beschleunigter Fahrt nach Silberberg.

Hier hat es den Urlaubern gleichfalls immer gefallen. Auch über Nimptsch machen wir immer eine Tagesreise, deren Ziel der Siling ist. Wer ihn bestiegen und ins Land geschaut hat, der kennt Schlesien! Der kennt aber besonders unsere engere Heimat! Der versteht auch, warum wir dieses Stückchen so ganz als unser Eigen hegen und pflegen, dies Land von der Eule zum Siling.

Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen 2c. 2c.
In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:
1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Suß-eisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Rehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspen-dirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderwärtiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichem Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

1 8 1 3



Nebenstehende Veröffentlichung, die am 20. März 1813 in der damaligen „Schlesischen privilegierten Zeitung“ gleichzeitig mit der Meldung:

„Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Rußen ein Off- und Defensivbündnis abgeschlossen“

und dem bekannten Aufruf „An mein Volk“ erschien, war das ersehnte Signal zum Aufstand für die preußischen Patrioten.

Welche Wandlung innerhalb von sieben Jahren! Die Niederlage von Jena und Auerstedt hatte gezeigt, wie schnell — in kaum 20 Jahren! — ein Heer, das unter des Großen Friedrichs Führung das gefürchtetste der Welt gewesen war, zu einer wertlosen Paradedruppe sinken kann, wenn es an Köpfen unter seinen Führern fehlt. Vergreifte Generäle, die auf nichts weiter als ihre Vergangenheit oder ihren schönen Namen pochen konnten, hatten bewiesen, daß Nur-Tradition und Nur-Drill, in Kasino und Kasernenhof zur üppigsten Blüte gebracht, jeglichen soldatischen Geist und jede Schlagkraft ersticken. Das Volk war es, das dafür bitter bezahlen mußte.

Das Volk aber war es auch wieder, das sich aus seiner tiefsten Erniedrigung zur Tat aufriß, eine Revolution von unten her, gespeist von der Kraft der Gemeinschaft. Wir dürfen aber auch nicht übersehen, daß es unter den „Herren“ Männer gab — nicht allzuoft hat uns das Geschick in tiefster Notzeit eine solche Fülle starker, wahrhaft schöpferischer Persönlichkeiten geschenkt! — die vorausschauend, hoffend und hassend das Ihre taten, die Widerstandskraft zu wecken, zu stärken und weiterzutreiben. Ob es unsere Dichter waren — Kleist, Röntgen — oder die Staatsmänner — Stein, Hardenberg — oder Militärs — Scharnhorst, Gneisenau (um nur einzelne Namen zu nennen) — unter dem Druck der französischen Willkür entzündete sich nach und nach überall die Erbitterung und der glühende Wunsch nach

Freiheit. Nur einer sah es nicht — der König, der immer noch meinte, durch restlose Erfüllung aller erpreßten Verträge die Gnade des Eroberers verdienen zu können.

Erst Napoleons Niederlage in Rußland und der rückflutende Rest der „Großen Armee“ brachten die Gewißheit des Erfolges.

Im äußersten Osten Preußens — nur ganz vereinzelte Männer dachten an „Deutschland“ und sahen in der ferne der Zukunft ein größeres Vaterland — in Ostpreußen und Schlesien begann der Kampf gegen die Unterdrücker. Graf York — ein Schlesier — schloß bei Tauroggen das Bündnis mit den Russen, den Schandvertrag seines Königs eigenmächtig brechend. Und Schlesien, dieses abgelegene Land, wurde von des Königs Beratern — nein, Mahnern — ausersuchen, „Deutschlands Herz“ zu werden, die Fackel zu entzünden, deren Licht die Freiheit für Preußen bringen sollte.

Am 25. Januar 1813 übersiedelte Friedrich Wilhelm nach Breslau, und kurz nach ihm seine Minister und Räte. Am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerregimenter. Der damalige Rektor der neugegründeten Breslauer Universität, Henrik Steffens, hielt eine begeisterte Ansprache an seine Studenten mit dem Erfolg, daß dreiviertel der Hörer sich zu den Waffen meldeten.

In Scharen, aus ganz Preußen und darüber hinaus, strömte die Jugend zu den Werbestellen. Im „Goldenen Zepter“ hatte sich Lüthow mit Jahn und Friesen niedergelassen. Aus Wien kam Theodor Körner, der Elternhaus, Beruf und Braut verließ, um für die oft besungene Freiheit zu kämpfen. Im Fürstensaale des Rathauses war die Sammelstelle für Spenden aller Art. Wie ein rasendes Feuer griff die Begeisterung nach allen Seiten über.

Breslau konnte die Massen der kampfbereiten nicht mehr fassen. In Rogau lag die Lüthow'sche Reiterei, sein Fußvolk war in Jobten einquartiert. In der Rogauer Kirche fand die feierliche Einsegnung des Freikorps statt.

Körner selbst schreibt darüber in einem Briefe:

„. . . es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todeswunde flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgefagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen und „Ein' feste Burg ist unser Gott“ machten das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten.“

Hier war, unbewußt freilich noch dem einzelnen, das erste Erwachen eines wahrhaft nationalen deutschen Gedankens, der alle Fürstentumsgrenzen übersprang. Wie sehr die Begeisterung bis in die letzten Schichten des Volkes gedrungen war, zeigt der öffentlich ausgesprochene Dank der Lütkower an ihre Quartierwirte:

„Den Einwohnern von Jobten, Rogau und Striegelmühle statten wir unsern wärmsten Dank ab für die Liebe, mit der sie uns während unseres dortigen Aufenthaltes behandelten. Keine Aufopferung war ihnen zu groß, der Ärmste theilte gern mit, so wie der Bemittelte, und es zeigte sich deutlich, was das Ganze vermag, wenn jeder einzelne das Vaterland und dessen Rettung für das höchste irdische Gut hält. Vorzüglich müssen wir die rastlose Emsigkeit des Bürgermeisters von Jobten und seines vaterländischen Sinnes erwähnen . . .“

Die Stiftung des Eisernen Kreuzes, die am Geburtstage der verstorbenen Königin Luise erfolgt war, war in der Schlichtheit dieses Ehrenzeichens Sinnbild und Ausdruck dieser wahrhaft eisernen Zeit.

Im ganzen wurden während der Befreiungskriege 16 000 Eiserner Kreuze I. und II. Klasse verliehen. Unter den Trägern war auch eine Frau, die sich unter falschem Namen zur Fahne gemeldet und durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Interessant zu erfahren ist, daß die meisten ihr Eisernes Kreuz verkehrt trugen, d. h. mit der ziselirten Rückseite nach außen. Erst im Jahre 1838 hat Friedrich Wilhelm durch besondere Kabinettsorder diese Tragweise genehmigt. Auch das werden heute wohl die wenigsten wissen, daß das Eiserne Kreuz I. Klasse ursprünglich eine aus schwarzweißem Bande genähte Schleife war und erst ein halbes Jahr nach der Stiftung die heute gebräuchliche Form bekam.

Der König aber hatte auch nach dem Bündnischluß mit Rußland immer noch gezögert. Die Seele des Widerstandes gegen die Franzosen, Stein, der aus Petersburg gekommen

war, war gänzlich in Ungnade gefallen und lag schwerkrank in einem Hinterzimmer des „Goldenen Zepters“. Erst nach Jar Alexanders Eintreffen, der ihn sofort besuchte, kam es zu einer Ausöhnung zwischen ihm und dem König. Endlich — Mitte März — kam es auf das energische Betreiben Steins und Alexanders zur Kriegserklärung an Frankreich. In Schlesiens Mitte, unter dem Siling, zwischen Rogau und Wernersdorf, hielten die beiden Herrscher die Heerschau über ihre Truppen, die, Preußen (unter Graf York) und Russen, unter dem Oberbefehl General Blüchers standen.

Im April erfolgte das Aufgebot der Landwehr. Damit war tatsächlich das ganze Volk zum Widerstande mobilisiert. Im Mai fielen die ersten Schlachten und bewiesen, daß die Aufbauarbeit Scharnhorsts nicht umsonst gewesen war. Der Schöpfer dieser neuen Armee, die zum ersten Male ein wirkliches Volksheer war, wurde in dem ersten Gefecht bei Groß Görschen schwer verwundet. Er starb in Prag, nachdem es ihm noch gelungen war, Österreich zum Anschluß zu bewegen.

Während der Kriegsschauplatz sich immer mehr nach Sachsen zog, besetzten Anfang Juni die Franzosen Breslau wieder. Die Ratsherren verstanden es, eine milde Behandlung der Stadt zu erreichen; doch mag es zweifelhaft sein, ob dies der Unterwürfigkeit der Herren Räte oder mehr der Angst der Franzosen vor der Gefährlichkeit der Landwehr zu verdanken war. Es gibt jedenfalls eine ganze Reihe netter Anekdoten, die zeigen, daß die Franzosen diese Landwehr mehr fürchteten als die Seuchen, die in der von Verwundeten überfüllten Stadt ausgebrochen waren.

Der Waffenstillstand verschaffte der Provinz einige Ruhe. Es war die kritische Zeit des Krieges. Unter den Generälen des verbündeten Heeres waren schwere Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen; die Russen, des Krieges schnell müde, wollten sich hinter die Weichsel zurückziehen, die Österreicher aus Furcht, Preußen könnte ihnen über den Kopf wachsen, hielten sich zurück. Schließlich wurde zwischen den drei Mächten ein neuer Vertrag geschlossen. In Reichenbach, in dem ehemals Sadebeck'schen Hause am Ring, das jetzt der Deutschen Arbeitsfront gehört und wieder in den alten historischen Zustand versetzt werden soll, einigten sich die drei Länder über die Bedingungen der gegenseitigen Unterstützung. Preußen bekam dabei Bedingungen auferlegt, die, wären sie wirklich erfüllt worden, seinen Untergang besiegelt hätten. Aber man war zu jedem Opfer bereit, mußte es sein, denn immer noch glaubte man nicht daran, daß der wirklich Starke allein am mächtigsten ist. Man fühlte sich trotz aller bewiesenen Begeisterung nicht kräftig genug, auf die unzuverlässigen Bundesgenossen, die nur ihren eigenen Vorteil suchten, verzichteten zu können.

Die kühne Tat eines Feldherrn, der seinen Soldaten mehr glaubte als aller Diplomatie, rettete damals Breslau, Schlesien und den ganzen Krieg: Blüchers Angriff und Sieg an der Katzbach. Hier zeigte es sich, was ein entschlossener Führer vermag, wenn er eine zu allem bereite Gefolgschaft hinter sich weiß.

Die Breslauer erfuhren von diesem Siege durch den berühmten Schauspieler Devrient, der ihn während einer Vorstellung von der Bühne aus verkündete.

Preußen hatte sich im entscheidenden Augenblick selbst geholfen — nie wäre es sonst zur „Völker“schlacht gekommen.

Das Eiserne Kreuz sollte nach dem Willen des Stifters nach jenem Kriege nicht mehr verliehen werden. Die Eiserne Zeit sollte wohl mit dem damaligen Friedensschlusse vorüber sein. Aber in jedem Kriege wurde es neu gestiftet als Zeichen einer neuen Begeisterung.

Und wenn unser Führer als einzigen Orden das Eiserne Kreuz trägt, so mag es Zeichen dafür sein, daß wir heutigen nicht wieder schlafen gehen werden, wenn wir unsere Tat vollbracht zu haben glauben, sondern daß wir erkannt haben, daß Frucht einer harten Erziehung werden muß, was früher aus der Begeisterung des Augenblicks entstand und darum mit dieser Begeisterung verlöschen mußte; daß wir heute fortsetzen und vollenden werden, zielbewußt und in eiserner Klarheit allen inneren und äußeren Widerständen zum Trotz, was damals in plötzlichem Aufblitzen sich zeigte als der „Freiheit Morgenrot“.

WILM VON ELBWART

Wir treten hier im Gotteshaus
mit frohem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus
Und alle Herzen flammen.

Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht
hat Gott ja selber angefacht -
Dem herrn allein die Ehre!

Der herr ist unsre Zuversicht
Wie schwer der Kampf auch werde,
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heilige Erde.

Drum, retten wir das Vaterland
So tats der herr durch unsre hand.
Dem herrn allein die Ehre.

Es bricht der freche Übermut
der Tyrannei zusammen,
es soll der freiheit heilige Blut
in allen Herzen flammen.

Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm -
Dem herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
für die gerechte Sache,
Er rief es selbst in unsre Brust.
Auf, Deutsches Volk! Erwache!
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
zu seiner freiheit Morgenrot:
Dem herrn allein die Ehre!

Theodor Körner

Nimptsch im Spiegel der Vorgeschichtsforschung

VON DR. WALTER NOWOTHNIG

Im Ostteil des Kreises Reichenbach liegt in den Vorbergen des Eulengebirges die kleine Bergstadt Nimptsch, deren Name und Landschaft mehr als irgendeine andere schlesische Stadt mit der Vorgeschichte Schlesiens verknüpft ist.

Von den alten Stadtmauern schweift der Blick hinaus in die weite Niederung, hinüber zum blauen Saum des Gebirges und zum heiligen Berg, dem Wahrzeichen Schlesiens, dem Siling. Hier sind wir im Gebiet der fruchtbaren Schwarzerde, die von jeher den Menschen zur Ansiedlung verlockte. Rings um Nimptsch finden sich die Gräber und Siedlungsspuren der Steinzeitmenschen. Aus dem Donaauraum die Bandkeramiker, aus dem Norden und Mitteldeutschland die Träger der nordischen Kulturen, die von 4000—2000 v. Jw. das Land bewohnten. Selbst auf dem Stadtberg von Nimptsch sind Hämmer und Ätze aus Stein zum Vorschein gekommen. Am Hange des Schindelberges, dicht vor dem Walde, im Westen der Stadt, den wir von der Mauer aus sehen, liegen die Siedlungen der Steinzeitbauern.

Das folgende Jahrtausend bringt dem Stadtberg von Nimptsch bronzezeitliche Siedler. Aus der Zeit zwischen 1000—800 v. Jw. sind auf dem Stadtberg die Reste einer unbefestigten Siedlung der bronzezeitlichen Bewohner Schlesiens, der Illyrier, nachgewiesen worden. Die kriegerischen Ereignisse in den kommenden Jahrhunderten, von 800—500 v. Jw. veranlassen die Illyrier, überall im Lande Burgen anzulegen, deren heute noch wahrnehmbare Wälle und Reste erkennen lassen, daß sie im Feuer zugrundegegangen sind. Von Norden her vordringende Frühgermanen, die wir wohl mit den Basternen und Skiren in Verbindung bringen können, und die von Südosten anbrandenden Skythen, ein asiatisches Reitervolk, benannten die Burgen und legten sie in Schutz und Trümmer. Die Burg auf dem Silinggipfel, die auf dem Geyersberg, die Befestigung von Girlachschorf, die sogenannte „Tartaren-

schanze“, die Güttmannsdorfer Schanzen und die früh-eisenzeitliche Burg von Nimptsch selbst fanden in den Kämpfen durch Feuer ihren Untergang, wie die aufgefundenen Brandschichten und die verschladten Wallkronen beweisen. Kurze Zeit später, um 400 v. Jw., brechen von Böhmen her die keltischen Völker nach Schlesien ein und besetzen das Land bis zur Oder. Im Nimptscher Land sind verhältnismäßig viele Funde der Kelten zutage gekommen. Das Gräberfeld von Glosenau, Kreis Strehlen (früher Kreis Nimptsch), enthält keltische Gräber mit Waffen und Schmucksachen, aber auch die nähere Umgebung von Nimptsch hat Zeugnisse der keltischen Besiedlung geliefert. In Dogelgesang bei Nimptsch ist ein Goldfund ans Tageslicht gekommen, der zu den schönsten Denkmälern der Zeit gehört. Der Fund enthielt einen prachtvollen Goldring mit Verzierung und zwei Löwenköpfen an den Enden, zwei Goldbarren und eine Metallschüssel. Leider ist der Fund restlos, bis auf wenige Reste des Goldringes verlorengegangen, doch kennen wir den Goldring noch in Nachbildungen.

Mit der frühgermanischen Einwanderung in Schlesien erhält das Nimptscher Land als Durchgangsgebiet der uralten Bernsteinstraße erhöhte Bedeutung. Von Breslau aus führt die alte Straße, dem Laufe der Lohe folgend, über Nimptsch—Wartha—Glatz zum Paß von Reinerz—Nachod und weiter nach Böhmen hinein. Für die Linienführung der Straße an der Lohe entlang spricht der Fund mehrerer riesiger Bernsteinspeicher bei Breslau—Hartlieb, die in einer wandalischen Siedlung über 30 Zentner Bernstein ergeben haben. Seit dem letzten Jahrhundert v. Jw. sind die aus Nordjütland stammenden Wandalen die alleinigen Herren Schlesiens und der Siling, der seinen Namen nach dem in Schlesien wohnenden Stamm der Silingen trägt, wird zum Heiligtum des ganzen Volkes. Auf seinem Gipfel wird das göttliche Brüderpaar der „Alken“ verehrt, von dem selbst

antike Schriftsteller Kunde geben. Die ersten 400 Jahre n. Jw. stehen vollständig im Zeichen der wandalischen Herrschaft.

Unweit Nimptsch, an den Heilquellen von Bad Dirschdorf, sind zwei römische Münzfunde gemacht worden, die aus der Zeit Neros stammen und die Deutung zulassen, daß die Heilquellen schon von den Germanen benutzt worden sind. Von 400 n. Jw. an beginnt für Nimptsch und das Nimptscher Land eine Zeit von besonderer Bedeutung. Entgegen der bisher allgemein gültigen Meinung, daß nach der Völkerwanderungszeit das ostdeutsche Land von Germanen verlassen worden sei, hat die Forschung ergeben, daß beträchtliche Teile der Wandalen in Schlesiens geblieben sind. Allein die Umgebung von Nimptsch hat vier größere Siedlungen des 5.—6. Jahrhunderts n. Jw. geliefert, darunter eine Siedlung, die bei der Anlage eines Arbeitsdienstlagers entdeckt wurde und in der man einen Töpferofen mit zahlreichen Geschirresten fand. Die Siedlung liegt östlich Nimptsch auf einer kleinen Bodenerhebung über der Lohe. Eine andere größere Siedlung liegt auf der Stelle der Steinzeitiedlung am Schindelberg, und schließlich bedeckt den Stadtberg von Nimptsch, über der früheisenzeitlichen Anlage, eine wandalische Burg, die die erste und bisher einzige spätgermanische Burg Ostdeutschlands ist. Die Grabungen an der Jugenburg, dem alten Obertor der Stadt, sowie an verschiedenen anderen Stellen haben immer wieder die Wallreste, Scherben und weitere Zeugnisse der spät-wandalischen Burgsiedlung ergeben. Damit rückt Nimptsch innerhalb der ostdeutschen Forschung in ein ganz neues Licht. Die genannten Siedlungen in der Nachbarschaft von Nimptsch liegen alle im Talkessel der Lohe, und ihre Bewohner konnten im Schutze der Burg friedlich und sorglos ihrer Beschäftigung nachgehen. Wir dürfen in der alten spätgermanischen Feste von Nimptsch den Herrensitz und den politischen Mittelpunkt eines größeren Bezirkes annehmen. Zu dieser Annahme sind wir um so mehr berechtigt, als in nächster Nachbarschaft der Burg das Heiligtum des Volkes, der Siling liegt, dessen Bedeutung noch in frühgeschichtlicher Zeit bekannt gewesen sein muß. Nicht allein die Bedeutung des Berges, sondern auch der Name muß noch lange bekannt gewesen sein. Neben der Nennung des Berges haben wir aber auch aus der Chronik des Thietmar von Merseburg eine Nachricht über das Städtchen Nimptsch. Zum Jahre 1017 berichtet Thietmar, daß im Gau Silenzi, der seinen Namen von einem hohen Berge trage, ein Ort „Nemzi“ liegt, der von „den Unseren“ erbaut sei. Diese Nachricht kann sich nur auf unser Nimptsch beziehen, und tatsächlich hat die schlesische Forschung nachweisen können, daß Nimptsch von Germanen, die Thietmar als Deutsche, im Gegensatz zu den Slawen, ansprach, erbaut worden ist.

„Nemzi“ bedeutet soviel wie die „Stummen“, die Leute, die nicht slawisch sprechen konnten, und wird in späterer Erweiterung für die Deutschen allgemein gebraucht. So können wir nur annehmen, daß Thietmar in irgendeiner Form Kunde davon hatte, daß Nimptsch von Germanen erbaut worden ist. Aber noch eine andere schriftliche Nachricht aus einer etwas älteren Zeit berichtet aus den Kämpfen, die 990 zwischen dem ersten Piastenfürsten Dago-Misika, dem Gründer des späteren polnischen Reiches, und dem Böhmenfürsten Boleslaw um Schlesiens entbrennen, von einer Stadt „Nemzi“, so daß wir vermuten dürfen, daß Nimptsch schon 990 bekannt war. Es wird in dieser Richtung noch manche Rätsel zu lösen geben, aber wir können heute wohl sagen, daß die von Thietmar in seiner Chronik genannte Stadt Nimptsch ist.

Mancherlei Schicksale muß der Stadtberg von Nimptsch in den kommenden Jahrhunderten über sich ergehen lassen, doch dürfen wir die frühgeschichtliche Stadt nicht vergessen, die um 1000 n. Jw. bestand, ehe wir in die mittelalterliche Stadt des 13. Jahrhunderts eintreten, deren Bild E. Rauch in seiner bis in die Neuzeit geführten Chronik der Bergstadt Nimptsch gezeichnet hat.

An die Stelle der spätgermanischen Burg tritt in frühgeschichtlicher Zeit ein slawischer Burgwall und rings um die Burg liegen jetzt die Siedlungen und Gräber der neuen Siedler. Nun ist uns aber Nimptsch in frühgeschichtlicher Zeit als Kastellanei bekannt, die neben verschiedenen anderen in päpstlichen Urkunden genannt wird. Die neuere schlesische Forschung und der Fundstoff haben bewiesen, daß die Kastellaneibezirke und damit die Macht und die Verwaltung wahrscheinlich in den Händen einer Führerschicht gelegen hat, die aus germanischem Volkstum hervorgegangen ist, in dem wir heute Wikinger zu sehen haben.

Gerade für die Erforschung der Völkerwanderungszeit und der Frühgeschichte Schlesiens bildet Nimptsch einen nicht mehr wegzudenkenden Faktor. Aus dem Burgbezirk der Spätgermanen mit dem Siling in der Nachbarschaft entwickelt sich der Kastellaneibezirk von Nimptsch und seine Umgebung im alten Gau „Slesane“ und im späteren Kernland des mittelalterlichen Herzogtums Schlesiens zu der Stadt, die mehr als eine andere Stadt die Unbilden der Hussitenzeit und des Dreißigjährigen Krieges über sich ergehen lassen mußte. Mehrere Brände vernichteten große Teile der Stadt, die immer wieder aus den Trümmern und der Asche erstand und Zeugnis ablegt von der Geschichte der Heimat. Die politischen und kulturellen Wandlungen, die in Schlesiens vor sich gingen, sind in der Geschichte der Bergstadt Nimptsch auf engstem Raum zu erkennen und zu lesen.

Die Tracht

A L S A U S D R U C K N E U E R L E B E N S H A L T U N G

V O N B O D O J A X T H E I M E R

Obwohl heute so viele „in Tracht machen“, ist mit dem Wort und also der Tat in den wenigsten Fällen ein ganz klarer Begriff verbunden. Da erheben sich sogleich eine Menge Fragen: Wer soll oder darf überhaupt Tracht tragen? — Wie soll sie aussehen? — Wie bewegt man sich darin? — Schließlich: Wozu soll man sie eigentlich anschaffen?

Zunächst „soll“ man ja überhaupt nicht — es kommt vielmehr zuerst auf den Wunsch an, Tracht zu tragen. Dieser ist bei vielen da; bei diesen aus einem Vergnügen, sich zu putzen mit sonst nicht mehr gebräuchlichen Kleidungsstücken, bei jenen, weil sie sich irgendwie betätigen wollen, und bei manchen auch, weil sie das Bedürfnis haben, mit allerlei Torheiten krankhafter Modeversuche aufzuräumen und eine Kleidung zu tragen, die der Landschaft entspricht, in der man lebt. Aus dieser letzten Einstellung zur Tracht ergibt sich allein eine sichere Grundlage für den Aufbau einer Trachtengruppe. Aus nichts anderem!

Viele Fragen erübrigen sich damit sofort. Denn nur, wer in der Landschaft unmittelbar lebt — Menschen vom Dorfe und aus kleinen Städten — können Tracht tragen. Niemals der Großstädter, denn er ist in seiner „modernen“ Kleidung mehr oder weniger geschmackvoll, aber auf jeden Fall immer „passend“ für seine Umgebung angezogen.

Wie aber sieht es aus, wenn uns ein Mensch draußen zwischen Feld und Wald im eleganten Straßenanzug begegnet. Es stört uns hier, was man auf der gepflegten Großstadtpromenade mit gewissem Wohlwollen leicht bewundert. Es sei hier gleich vorweg gesagt, daß in der Großstadt aber das gelegentliche besuchsweise Erscheinen von Trachtenleuten der Art, wie wir sie uns denken, nicht stört, im Gegenteil, das hastige Bild angenehm belebend unterbrechen kann.

Also nur die Menschen, die noch in unmittelbarer Verbindung mit der Landschaft und dem Ablauf ihrer Jahres-

zeiten leben, können mit innerer Sicherheit Tracht tragen. Und nun müssen wir zuerst einmal alles vergessen, was wir an Vorstellungen mit dem Wort „Tracht“ verbinden — den ganzen Kram an Hauben, Tücheln und Spitzen nebst Bratenrock und Vatermörder. Besinnen wir uns auf ihre Ursprünge!

Die Tracht, die wir meinen, ist nämlich nichts weiter als eine bäuerliche Arbeitskleidung. Es gibt auch andere Berufs- oder Standestrachten, sogar heute noch, z. B. bei Richtern und Anwälten, bei Universitätsprofessoren, bei Pfarrern und Mönchen, bei Zimmerleuten usw. für uns handelt es sich aber nur um die landschaftsgebundene bäuerliche Kleidung aus früherer Zeit, die als Richtschnur dient. Denn wir wollen ganz gewiß nicht Vergangenes, das im Museum sehr interessant ist, im Freien aber verschroben wirkt. Als Schlesier interessiert uns hier also die Tracht der schlesischen Bauern. Sie ist, wie alle anderen Trachten der einzelnen deutschen Gauen von besonderer Eigenart, und trotzdem weisen alle zusammen einen ausgeprägten deutschen Zug auf. Das läßt sich leider nicht überzeugend schreiben, sondern nur an vielen Beispielen zeigen. Nun muß man sich aber nicht einbilden, daß die Tracht selbst eine ganz starre Form von Kleidung ist. Natürlicherweise hat auch sie sich entwickelt und verändert — wie die Mode —, aber dem geruhamen Leben früherer Zeit entsprechend langsam und mit Bedacht. Außerdem ist die Tracht des Bauern niemals seine materielle Zweckkleidung gewesen. Sie war in ihren Einzelheiten an vielerlei Gebräuche gebunden, die ihren Ursprung alle in religiös-naturverbundenem Gottes- und Geisterglauben haben. Aus Glauben und Aberglauben blieb also mancherlei an der Tracht jahrzehntelang unverändert. Wie dürfen wir also heute sinnlos diese Dinge übernehmen, zu denen wir nicht einmal abergläubisch Zutrauen haben? Aber in zwei Dingen ist uns die alte Tracht Vorbild: in





AUFN. ROGERI

EULEDÖRFEL



AUFN. ROGERI



AUFN. PILZ

SCHÖN UND STILVOLL
IST DIE NEUE EULEN-
GEBIRGSTRACHT.
SCHÜRZE, ROCK, KOPF-
TUCH UND LEINEN-
BLUSE SIND WERTVOLLE
HANDGEWEBTE
STÜCKE



AUFN. KLETTE

WEIT ÜBER SCHLESIENS
GRENZEN HINAUS IST SEIN
MARMOR GESCHÄTZT.
ZWEI SCHÖNE BEISPIELE
AUSGEFÜHRT VON EINER
GNADENFREIER FIRMA

WAND UND STUFEN AUS SCHLESISCHEM
MARMOR IM REGIERUNGSGEBÄUDE OPELLEN

... UND IM RATHAUS ZU
HIRSCHBERG



AUFN. KEIL

Schnitt und Farbe. Der Schnitt, bei uns im Vergleich zu anderen, insbesondere nichteuropäischen Völkern, ist stets knapp und in seinem Grundgedanken natürlich. Er entspricht einem klaren Körpergefühl, das kühl und herb ist, ohne die seltsamen Überreiztheiten und Laster zu Ende gelebter Kulturen, und wir glauben, im Anfang und noch weit von der Höhe einer solchen Kultur zu stehen.

Die Farbe unserer Tracht ist der Ausdruck abgeklärter, künstlerischer Empfindungen. Jahrhundertlang haben sich darum die Hauptfarben der Trachten gleich erhalten, denn die Farbe hebt bildmäßig den Menschen aus der Landschaft heraus und er gibt ihr die besondere Bedeutung und macht sie zum Hintergrund auf der Bühne seines Lebens. Die Landschaft aber ändert sehr wenig ihr farbiges Gesicht, und also bleiben auch die Farben, die in ihr wirksam und festlich leuchten, lange dieselben.

In Schlesien sind diese Farben blau und rot. Die Tönung unserer Farben ist kräftig und entspricht den frühen technischen Voraussetzungen. Das Blau ist eine Indigofarbe von tiefer Leuchtkraft, das Rot ein ziegelfarbenes Krapp. (Die Zusammensetzung des Wassers spielt eine ausschlaggebende Rolle bei alter Färberei, also nennen wir die Farben: Schlesiſch-Rot und Schlesiſch-Blau.)

Die Kenntnis ursprünglicher schlesiſcher Trachtenformen und -farben, ohne Beimengung zufälligen und einzelnen Schmuckes, wie es in manchen Orten wohl vorkommt, ist das ganze wissenschaftliche Rüstzeug. Ausschlaggebend ist, wie schon einmal betont, allein die innere Einstellung und die äußeren Möglichkeiten, die Tracht auch zu verwenden. Ganz wertlos, ja geradezu verkehrt ist es, die noch bewahrten Reste „alter“ Kleidung aus Schränken und Truhen zu ziehen und sie sinnlos zu kopieren. Und gerade mit solcher „Kleedafche“ sind die meisten Trachtengruppen ausgestattet. Keineswegs sind das wirkliche Trachten, abgesehen von wenigen schönen Tüchern und Schürzen in kostbarer Weißstickerei, alten Hauben und dem Gottesbiederrock der Männer, auch Pfühentunker genannt, ist alles der Rest einer Biedermeierkleidung, von den ersten Sommerfremden im vorigen Jahrhundert den armen schlesiſchen Gebirglern geschenkt.

Da aber weder hier noch da ein klares Bild sich bisher ergeben hatte, welches der Forderung des ganzen Trachtengedankens dienen konnte — sei es nun als leuchtendes Vorbild oder als Gegenstand fürchtbarer Kriege —, mußte einmal etwas entstehen, das all den oben aufgestellten Forderungen entspricht. Und das begann im Frühjahr des Jahres 1937 im Kreise Reichenbach.

Mit dem guten Gewissen der Erfahrung durch dreijähriges Zusehen und mit gründlicher Sachkenntnis ging es an die

Arbeit. Da waren zunächst drei Forderungen im Einklang miteinander zu erfüllen:

1. Wir müssen eine wirklich für uns gebrauchsfähige Tracht schaffen.
2. Die Trachtengruppe muß ihrer Erscheinung wie ihrer inneren Gemeinschaft nach eine gewisse Auslese darstellen.
3. Die Tracht muß jedermann erschwinglich sein, wobei jedoch alles Zweitklassige an Material und Ausführung von vornherein ausgeschlossen war.

Fast klingt es selbstverständlich, daß man sich in neuzeitlicher Tracht auch wie täglich gewöhnt bewegen können muß. Aber keine Trachtengruppe hatte diese Forderung bis heute genügend beachtet, geschweige denn befriedigend gelöst. Und wieder darf darüber die wichtigste Richtschnur, die erprobte Überlieferung, nicht vergessen werden. Wie es aber möglich ist, soll jetzt am Beispiel der Eulengebirgstrachtengruppe gezeigt werden.

Die Tracht der schlesiſchen Bäuerin bestand früher aus blauem Mieder, rotem Rock, blauem Spenzer, Schürze und Tuch in hellbräunlichen Farben — dies alles aus Wollstoff. Dazu kam das Leinenhemd, weiße oder blaue Strümpfe und mehr oder weniger verzierte schwarze Niederschuhe. Alles vervollständigt durch die Haube. Weiter traten dann besondere Schmuckformen der einzelnen Ortschaften hinzu (z. B. die „Barthaube“ in Bunzlau).

In der neuen Tracht wurden Mieder und Rock zum bequemeren, besser sitzenden Miederrock zusammengefaßt (Rock angetrieben mit 2 Meter größter Weite), farbig, vor allem schlesiſchrot, aber auch grün und blau in je drei wohlabgestimmten Helligkeitsstufen von stets tiefer Leuchtkraft (weder grell noch blaß, pastellfarben). Dazu wird der einheitlich schlesiſchblaue Spenzer getragen (längs des Ärmels eingewebtes Muster in der Kleidfarbe), kaum im Schnitt vom alten Spenzer abweichend (ohne Keulenärmel und die späteren Steppverzierungen). Schürze und Schultertuch sind ebenfalls bräunlich geblieben, doch wie der Spenzer mit Musterung versehen, die jeweils farbig zum Kleid passen. Dies alles aus feinstem Wollstoff. Dazu kommen noch Hemdbluse und Kopftuch — aus hygienischen Gründen aus bester Makobaumwolle, aus dem gleichen Material auch die feingestrickenen Kniestrümpfe, und schließlich Schuhe aus schlesiſchblauem Wildleder mit roten Riemen, selbstverständlich mit sehr niedrigem Absatz.

All diese Stoffe, wie übrigens auch die der Männer, sind handgewebt in der Webhütte zu Schmiedeberg, und zwar derart, daß jede einzelne Tracht eine vollständige Einzelarbeit ist. Hier konnte im gewissen Rahmen jeder seinen

persönlichen Geschmack geltend machen. Da sind zunächst die Farben: 9 Grundfarben standen zur Auswahl — drei Rot, drei Grün, drei Blau. Dazu konnten die stets eingewebten Musterkanten in verschiedensten Helligkeitsstufen gewählt werden. Und schließlich blieb die wichtigste Wahl: das Muster der eingewebten Kante. Für jeden gibt es ein eigentümliches Muster, und doch würde man unter Tausenden anderer Trachten die Eulengebirgstracht stets herausfinden. So wie obenhin gesehen alle Menschen gleich aussehen, hat bei näherem Zusehen jeder eben doch seine deutliche Eigenart.

Die Kanten sind so angebracht: Am Niederrock laufen sie im Rockteil quer, nach unten zu dichter und breiter werdend (z. B. bei schlesischer roter Grundfarbe sind die Musterkanten dunkelrot). In der jeweiligen Farbe des Rockes laufen Kanten dann über den im Raglanschnitt eingefügten Spenzerärmel und erscheinen ebenso in Schürze, Schulter- und Kopftuch. In diesen Stücken werden die einzelnen Muster auch noch einmal einheitlich tiefbraun eingewebt. Die eingewebte Kante als besonderes persönliches Zeichen ist auch das wichtigste Schmuckstück der Männertracht. Hier erscheint sie schwarz auf naturweißem Grund am Hemd, das im böhmischen Schlesien früher schwarz bestickt war. Das jeweilige Kantenmuster wird dann zur zweifarbigen lebhaft gehaltenen Weste durchmusternd aufgenommen. Ihr Schnitt entspricht genau der alten niederschlesischen Bauernweste, mit kleinem, schwarzem Klappkragen. Da stets die Weste das repräsentabelste Stück alter Tracht war, im Stoff sowohl wie in den Knöpfen, wurde auch etwas daran gewendet — und jeder bekam handgetriebene Silberknöpfe, die von dem tüchtigen Goldschmiedemeister Schlosser, Langenbielau, mit stilisierten Blattmustern heimischer Pflanzen graviert wurden. Und auch hier hat jeder sein Muster!

Eine schwarze Pluderhose aus Tuch (statt der alten aus Leder) vervollständigt mit naturfarbig hellen handgestrickten Strümpfen und schlichten dunkelbraunen Bundschuhen den Trachtenanzug — doch — ein kleidsamer runder Hut aus weichem schwarzem Filz gehört auch noch dazu! Und später soll noch ein schlesischblauer Spenzer genau nach dem alten schlichten Schnitt (man trug ihn vor Jahren als „Ski-Jacke“ bereits) hinzukommen.

So ist mit Bedacht und Verständnis das Alte und Erprobte überall als Grundform — und Farbe geblieben — und alle fühlen sich wohl in dieser Tracht. Ein Zeichen dafür, wie klar und sachlich unsere echte alte Tracht war.

Wegen ihrer Schlichtheit und Einfachheit wurde sie wohl selten in Museen aufbewahrt, wie es mit anderen deutschen Prunktrachten oft überreich geschah.

Und wir dürfen diese neue Tracht durchaus neben die alte stellen, ohne daß sie geringer erscheint. Sie ist nicht nur schön und zweckmäßig, sondern stellt auch eine Höchstleistung neuer Handwerkskunst dar. Meisterhaftes Können war erforderlich, um das eben Beschriebene an Vielfältigkeit und doch großer stilistischer Einheitlichkeit zu bewältigen, vor allem in der Handweberei.

Wie schön, daß auch hier wieder eine alte Tradition gleichzeitig ihre neue Entfaltungsmöglichkeit gezeigt hat, denn man darf wohl sagen, daß die erste schlesische Handwebmeisterin, Eva Maria Ulbrich, wieder seit vielen Jahrzehnten mit dieser ihrer Leistung ihrem edlen Handwerk aufs neue in Schlesien einen guten Klang gab.

Und wer nun einmal die Eulengebirgstrachtenleute gesehen hat, heute sind es bereits 80, wird auf jeden Fall zugeben müssen, daß sie einzeln oder gemeinsam gesehen in ihre herrliche Heimat passen. Nein, es ist vielmehr so, als begreife man durch diese Trachtenleute und ihr selbstsicheres Gebaren die schöne Eul Landschaft jetzt erst recht.

Wir dürfen wohl auch hier mitteilen, daß bei den führenden und zum Urteil mehr als jeder andere berufenen Männern der Reichsleitung es geradezu als Erlösung zu wirken schien, wenn die Leute aus der Eule auf den Plan traten. „Endlich die Tracht, wie wir sie haben wollen . . .“, so hörten wir's in Hamburg, in Berlin, in Nürnberg und erst kürzlich wieder bei einem großen Tag in Langenbielau.

Es muß nun natürlich noch berichtet werden, daß es allerdings einer Persönlichkeit wie des Pg. Jung-Reichenbach bedurfte, um die für die allermeisten anderen unüberwindlichen Hindernisse mit seiner großen Begeisterung einfach zu überrennen. Aber nicht nur dies — er fand auch gleich zu Anfang die richtigen Leute, die wirklich Tracht tragen können, und heute ist es natürlich kein Wunder, wenn ihm mehr zufließen, als er bei aller Gutmütigkeit gebrauchen kann.

Bald war die geplante Höchstzahl der Trachtengruppe erreicht — und nur wer sich ehrlich bemüht und die persönlichen Opfer, die damit verbunden sind, gern auf sich nimmt, dem soll dann noch die Tracht verliehen werden.

So kann ein langsames Wachstum, an das alle Beteiligten fest glauben, vor sich gehen, und damit wird auch gewiß eine langsame Wandlung der Tracht selbst vorgehen. Denn wir sind durchaus nicht davon überzeugt, unübertrefflich fertig zu sein.

Und doch wird mancher, der früher über Trachtenleute ein mildes, begreifliches Lächeln hatte, mit den Trachtenleuten aus der Eule herzlich lachen können und selbst dazugehören wollen — wer's nicht glaubt der fahre ins Eulengebirge.



Reichenbach - Das Tor zur Eule

Wo man auch im weiten schlesischen Lande eine Stadt betreten mag, immer wird ihr Bild durch das im Laufe von Jahrhunderten vollzogene Werden bestimmt sein! So gesehen und aufgenommen erlebst du dann, daß dieser Platz gemeinsamen Fühlens und Schaffens eine Stätte ist, die deutsche Menschen blutgebunden gründeten und über alle Schicksalschläge hinweg, von denen gerade das Grenzland Schlesiens schonungslos heimgesucht wurde, als starken Pionier seines Volkstums für alle Zeiten verankerten. Und trägt der Ort ein feines, passendes Kleid, das wir als Schönheitsliebende Erdenbürger gern mögen, da vereinigt sich mit der starken Erinnerung an altes Vätergut jener Funken Heimatliebe, der entzündet, uns Kräfte verleiht, die der schlesischen Stadt stets in der Erfüllung ihrer großen Aufgaben unentbehrlich sind.

Ohne Geschichtsforscher oder ein überdurchschnittlich Wissender zu sein, wird man oft ungewollt den Atem der

Stadt so einhauchen, daß die tiefe Reinheit ihres deutschen Wesens das Herz beseelt. Dann aber ist das Besuchen mit Gehen und Schauen allerorts Erlebnis.

Dies sagen auch immer die Menschen, die nach Reichenbach kommen, und wir glauben es ihnen. Wer in der von Türmen und Giebelwerk überragten Kreisstadt soviel Grün sieht, soviel Ordnungssinn und eigenen Gestaltungswillen entdeckt, wer aus dem verkehrserfassenden Mittelpunkt der fruchtbaren Ebene zu den Bergen hinaufschaut, die sich klar und stark am Firmament abheben, der muß die Stadt lieben und ihr Bild tief in sich aufnehmen.

Sie ist unbestritten das Tor zum Eulengebirge. Das bedeutet, daß man von ihr aus alle Straßen und Verkehrsverbindungen zu einem der schönsten schlesischen Gebirge gewinnt. Es wird immer mehr erschlossen, und die Kreisstadt tut ihr übriges dazu, dies Juwel weithin bekannt zu machen.

Nun wandere durch die Straßen und Gassen, verweile an ihren geschichtssprechenden Stellen, sei losgelöst vom Getriebe des Alltags der besinnliche Mensch! Da wirst du sehen, daß Reichenbach auch heute noch Teile einer Mauer besitzt, die vor Jahrhunderten die ganze Stadt umgab. Der Wallgraben ist freilich zugeschüttet worden. Die fränkischen Kolonisten haben ihre Siedlung jedenfalls zu schützen gewußt; die Pfarrkirche zu St. Georg wurde bereits 1159 als kleines Gotteshaus erbaut, und die Errichtung des Reichenbacher Rathauses geht auf das Jahr 1203 zurück. Heute erblickt man die Stadtpfarrkirche nicht mehr im Gepräge ihrer Gründungszeit, denn sie wurde später im gotischen Baustil neu errichtet, der Turm entstand im 16. Jahrhundert. Zu dieser Zeit hat die Stadt bereits rund 7000 Einwohner gezählt, eine für damals ganz selten starke Bevölkerung.

Im Laufe der nächsten Jahrhunderte hat Reichenbach immer wieder eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt. Gegenüber dem Wasserturm, auf der hohen Schanze, steht die Königslinde, ein Lieblingsplatz des Alten Freien, und in dem bekannten Sadebeck-Haus am Ring haben während des Siebenjährigen Krieges Friedrich der Große, der unverwundliche Zieten und andere bedeutende Gäste mehrfach gewohnt. Dem Industriellen Friedrich Sadebeck ist die Einführung der Baumwolle im Arbeitsaufschwung des 18. Jahrhunderts zu verdanken, und wenn wir hören, daß Sadebeck allein 900 Weber beschäftigte, dann bekommen wir ein Bild vom Reichenbach der damaligen Zeit. Im Saale des berühmt gewordenen Hauses wurde am 27. Juli 1790 der Kongreß von Reichenbach zum Abschluß gebracht. Viele Männer, die vor und während der Befreiungskriege an verantwortlicher Stelle standen, wohnten und schufen in der Stadt. Im Hause Pulverweg 1 war der Minister Freiherr vom Stein während des Waffenstillstandes 1813 zu Gast, und dort, wo bei der Ausmündung der Georgstraße zur Promenade früher das bekannte „Nachtwächterhäuschen“ stand, da schrieb im Sommer 1813 unser Ernst Moritz Arndt, von dem wir das Gedicht „Lug ins Leben aus einem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach 1813“ natürlich besonders schätzen. Wo heute am Ringe das „Reichenbacher Tageblatt“ gedruckt wird, da stand zur Zeit der Befreiungskriege ein dem Grafen Geyler gehöriges Haus, das neben Ernst Moritz Arndt Männer wie Theodor Körner und Ernst von Schenkendorf zu Gast hatte.

Schließlich war das Haus Ring 40 von 1816 bis 1820 „Regierungsgebäude“, als nämlich Reichenbach den stolzen Titel „Sitz der königlichen Regierung für den schlesischen Gebirgskreis“ trug. Aus der Fülle der vielen Bauwerke

sei noch die evangelische Kirche an der Schweidnitzer Straße erwähnt, die nach Plänen des Schöpfers des Brandenburger Torres, Johann Gotthard Langhans, von 1795 bis 1798 erstand. Reichenbach ehrte schon immer seine gefallenen Söhne; auf der „Totenschanze“ wurde das Heldendenkmal für die in den Befreiungskriegen Gefallenen errichtet, und vorher, auch 1813, trafen sich Kaiser Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. in der Stadt.

Sie hat also nicht nur ihr ältestes Gesicht bis in die heutige Zeit erhalten, sondern in der für Schlesien bestimmenden preußischen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt. Dies sollte man sich immer einprägen, denn wir Schlesier können nicht genug stolz darauf sein, daß unser Land nach der Vereinigung mit den deutschen Gauen kulturführend und beschützend im Osten wurde. Auf dem Wege dahin hat auch Reichenbach seinen geschichtlichen Anteil.

Heute zählt die Kreisstadt rund 18 000 Einwohner und besitzt zahlreiche große industrielle Werke. Ein fleißiges, betriebsames Völkchen wohnt in den Mauern, das zum großen Teile der alteingesessenen Weberei nachgeht. Wenn der Kreis werteschaffend mit an vorderster Stelle im schlesischen Gau steht und heute in der Erfüllung des zweiten Vierjahresplanes ein zuverlässiger Faktor ist, so kann die Kreisstadt mit Recht stolz darauf sein. Ihre Geschichte werden seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus sicher geleitet; große Siedlungen entstanden in verschiedenen Teilen der Stadt, die immer noch reichlich Kräfte und Ausdehnungsmöglichkeiten besitzt, für alle Zukunft der großen Aufgaben gerecht zu werden.

Das traute schlesische Stadtbild ist und bleibt Reichenbach für immer erhalten; die Erinnerung an bestimmte Ereignisse und große Männer in unserer Geschichte wird nie erblaffen, und der Blick zum Eulengebirge bietet allzeit die landschaftlichen Reize, deren sich die Kreisstadt in dem schönen schlesischen Raum freuen kann.

All dies ist Grund genug dafür, Reichenbach zu besuchen und kennenzulernen. In ihm ist ein Stück Schlesien erhalten, wie wir es uns nur wünschen können.

★

DAS INDUSTRIELLE GESICHT

Reichenbach blühte schon früh zur reichen gewerbefleißigen Stadt auf. Unter anderem bildete sich dort die Zunft der Tuchmacher heraus. Da durch Schlesiens die große Handelsstraße vom Schwarzen Meer nach den Niederlanden führte, hatten sie Anschluß an die große Welt, und die damals in Reichenbach hergestellten Tuche scheinen mit den besten flandrischen konkurriert zu haben. Sehr viel bescheidener entwickelte sich das „Zieden- und Barchentgewerke“. Ganz abgesehen davon, daß die Tuchmachierzunft das Privileg einer Bannmeile hatte — d. h. es durften im Umkreis einer Meile, gleich 7,5 Kilometer von der Stadt Reichenbach keinerlei Textilgewerbe betrieben werden —, wurden die leinenen Züchen, Drelle und Barchente nicht von selbständigen Handwerksmeistern gewebt, sondern im Dienste der Grundherrschaft von hörigen Bauern und vor allen Dingen von den sogenannten Freihäuslern. Dies waren Leute, welche auf dem Boden des adeligen Grundherrn angesiedelt wurden mit der Verpflichtung, gewisse Dienste für den zur Verfügung gestellten Besitz auszuführen, ohne daß sie dadurch leibeigen wurden oder ihre Freizügigkeit einbüßten. Wir finden heute noch in den Grundbüchern zahlreiche Eintragungen, nach denen die Vorfahren hiesiger Industriellenfamilien, vor allem nach dem Dreißigjährigen Kriege, ein devastiertes Grundstück überwiesen erhielten mit der Verpflichtung, aus Holz, welches ihnen die Grundherrschaft stellte, ein Haus zu bauen mit der Berechtigung, das umliegende Land zu nutzen. Dafür hatten sie dann jährlich soundsoviel Eier, Geflügel usw. zu liefern und aus dem von der Grundherrschaft erzeugten Leinen etwa ein Schock Garn für diese zu spinnen und es zu einem bestimmten Gewebe zu verweben. Es mag immer schon dem einen oder anderen tüchtigen Freihäusler gelungen sein, neben dieser Pflichtarbeit in gewissem Umfange für eigene Rechnung zu spinnen und zu weben, und wir wissen, daß schon zu Zeiten des Alten Fritz bzw. am Ende des 18. Jahrhunderts sich einzelne sogenannte Fabrikations-

firmen herausgebildet hatten. Einen gewaltigen Aufschwung nahm diese Entwicklung mit den Stein/Hardenberg'schen Reformen des Jahres 1810, d. h. der völligen Bauernbefreiung und der Gewerbefreiheit. Nun begannen die tüchtigen und unternehmungslustigen Handweberfamilien in immer größerem Umfange aus ihren ersparten Groschen Garne zu kaufen und diese bei anderen Handweberfamilien im Lohn verarbeiten zu lassen. Die Entwicklung ist für die damalige Zeit verblüffend schnell gegangen, denn schon in den 30er Jahren haben diese „Fabrikationsgeschäfte“, d. h. Geschäfte, welche zwar keine eigene Fabrik hatten, aber in großem Umfange bei Handwebern weben ließen, einen ganz beträchtlichen Umfang angenommen. Gleichzeitig erfolgte in zunehmendem Maße der Übergang von Leinen auf Baumwolle, der schon zu Zeiten des Alten Fritz begonnen hatte.

So hat das jetzige Gesicht des Kreises Reichenbach seine industrielle Prägung bekommen. Auf einer jahrhundertalten handwerklichen Tradition aufbauend, ist aus dem Klappern der Webstühle in den kleinen Häufeln der Handweber das Brausen der Fabriken geworden. Während das zünftige Tuchmachergewerbe in den Kriegsläufen der Jahrhunderte, wie den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Krieg, allmählich seine Bedeutung verlor und schließlich verschollen ist, hat sich aus dem geringgeachteten „Zieden- und Barchentgewerke“ eine gewaltige Industrie entwickelt. Sie trägt heute noch bis zu einem gewissen Grade den Charakter einer Familienindustrie, denn was hier entstanden ist, stammt fast ausschließlich von den geschilderten alteingesessenen Weberfamilien ohne Inanspruchnahme fremder Kapitalien. Dafür hat man sich aber, fußend auf ererbtem Können, zum Teil Qualitätswaren zugewandt, die auch heute noch nicht jeder machen kann. Innerhalb der schlesischen Textilindustrie hat der Kreis Reichenbach, zuzüglich des Weistrithtales und der Grafschaft Glatz, seine besondere Eigenart, indem er einen

geschlossenen Bezirk der Baumwollspinnerei, -weberei, -färberei und -ausrüstung darstellt, während sich Landeshut auf Leinen, die Lausitz überwiegend auf Wolle geworfen hat. Durch viele Notzeiten hat sich unsere Industrie seit einem Jahrhundert hindurchkämpfen müssen. Zuerst war es die Sperrung unserer Ostgrenzen, welche in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts besonders stark zur Auswirkung kam und die bekannte Webernot mit der daraus folgenden sogenannten „Rebellion“ zur Folge hatte. Diese Schwierigkeiten haben jahrzehntelang angedauert, und mir ist zufällig ein Handelskammerbericht, meiner Erinnerung nach aus dem Jahre 1859, in die Hände gekommen, in welchem bitter geklagt wird, daß nunmehr auch der Schmuggel nach Rußland hinein immer schwieriger würde und die hiesige Industrie dadurch in zunehmende Not gerate. Diese Schwierigkeiten wurden allmählich behoben durch den machtvollen Aufschwung des Deutschen Reiches im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Wir konnten die Ausfuhr nach Osten schließlich gut entbehren, weil der zunehmende Wohlstand in Schlesiens, vor allen Dingen die mächtige Industrie Oberschlesiens und die aufblühende Landwirtschaft der Nachbarprovinz Posen, mit Anschluß nach West- und Ostpreußen uns ausreichenden Absatz bot.

Eine neue Katastrophe brach herein, als durch die Grenzziehung des Versailler Diktates plötzlich namhafte Teile unseres Hinterlandes wegfielen und Schlesiens wie ein Blinddarm in fremdes Gebiet hineinragte, welches sich immer mehr von den deutschen Industrieerzeugnissen abschloß. Bis heute sind die Folgen dieser Verhältnisse keineswegs überwunden. Wenn die hiesige Industrie in Jahren guter Konjunktur schließlich auch immer wieder einen einigermaßen lohnenden Absatz fand, so machte sich sofort jede Krise, wie etwa die des Jahres 1926, sehr übel bemerkbar, und in den Jahren 1928 bis 1932 hat es wohl kaum ein Unternehmen gegeben, welches nicht ernsthaft und schwer um seine nackte Existenz rang. Auch dem Industriegebiet des Kreises Reichenbach hat der Aufschwung im Gefolge der Machtergreifung wieder Leben eingehaucht, wenn auch die Erholung sehr viel langsamer und stockender vor sich ging als irgendwo anders. Auch heutigentages ist noch längst nicht allenthalben die Gesundung eingetreten, welche ein festes Fundament für die Zukunft abgeben könnte. Noch manches Unternehmen ringt auch zur Stunde noch hart um seinen Bestand. Ich glaube, daß wir Schlesier, die wir seit Jahrhunderten manche Umstellung erlebt haben, immer gezwungen sein werden, eine ganz besondere Wendigkeit und Geschicklichkeit an den Tag zu legen und unseren glücklicher gelagerten Konkurrenten, was Sparsamkeit, Fleiß und Anpassungsfähigkeit anbetrifft, stets werden um eine Nasenlänge voraus sein müssen.

Der Dichter Ernst Schenke

VON MÜLLER-SCHLAUPITZ

Reichlich vier Jahre sind es her! Damals kam ich, eben erst als Schulmeister in das freundliche Bauerndorf Schlaupitz veretzt, auf einer meiner ersten Wanderungen nach Schieferstein. Die Novembersonne kostete vor Winterbeginn mit aller Innigkeit und Wärme das weite Tal am Siling, lange erlebte ich in diesem Spätherbstglande die Wächtertreu unseres urschlesischen Berges. Und dann, als die letzten Strahlen über den spitzen Giebel des kleinen Heimes am Waldrande hinwegglitten, dann hielt ich meine erste Einkehr im Ernst-Schenke-Haus. Es wurde ein trauriger Abend bei unserem schlesischen Dichter . . .

Zwei Monate später fuhr der Aufnahmewagen des Breslauer Senders an der Schlaupitzer Schule vor. Ernst Schenke war wieder einmal mit den Männern des Rundfunks unterwegs, zur Gestaltung der Hörfolge „Dorf im Winter“ sollten auch wir mit unseren Kindern beitragen. Während draußen die Dorfleute in dichten Scharen den Wunderwagen umlagerten, besangen wir in der Klassenstube den trübsigen Winter, plauderten vom vergänglichem Schneemann, und jubelnde Kinderherzen trugen zuletzt die uns alle beherrschende Sehnsucht nach dem Frühling in das Mikrophon. Das war eine Freude, als wir gleich nachher die eben geschnittenen Schallplatten am Aufnahmewagen hörten, und mit noch größerer Spannung lauschte unser Dorf eine Woche später der Übertragung des Breslauer Senders.

Seither verbindet mich mit Ernst Schenke, den wir Schlesier alle aus seinen Büchern und Hörspielen kennen und verehren, eine durch die Jahre gewachsene Freundschaft. Als kürzlich hohe Schneemassen unsere Dörfer fast von der Außenwelt abschnitten und der schlesische Winter wieder einmal hart und klar auf dem Lande lag, da gab es im Schiefersteiner Heim ein Plauderstündchen, das mir Einblicke in das Leben und Schaffen unseres Dichters bescherte. Es ist schon so, wir lesen Werke und erleben sie, wir schöpfen tiefe Freude im reichen Quell schlesischen Landes und Volkstums, den der Dichter wie ein nie versiegbares Brunnlein auffängt, in ihm mit seiner Gestaltungsgabe die Bodenentsprungene pflegt und als ein unser Heimat gehöriges liebes Gut formt, und lernen wir ihn persönlich kennen, den Mann, der aus unseren Herzen spricht, dann wird uns so manches um den dichtenden Menschen einfacher und verständlich. Wenigstens werden wir empfinden, daß eine solche Kraft nur aus dem Volke emporenwachsen kann, daß der schlesische Mundartdichter ein Kind seiner Heimat und ihrer Menschen ist!

Ernst Schenke, der jetzt 42jährige wohl auf der Höhe seines Schaffens stehende Schlesier, stammt aus Nimptsch, das 1933 nach der Auflösung des eigenen Kreises dem Reichenbacher Kreisgebiet einverleibt wurde. Sein Vater ist Schneider-

meister und übt heute noch in den Mauern der kleinen Bergstadt den ehrbaren Beruf aus. Der kleine Ernst malte gern, besonders mit Ölfarben, und zu den entstandenen Bildchen, die schon frühzeitig seinen Sinn für Farbengestaltung verrieten, schrieb er eigene Gedichte und Kurzmärchen. Der Traum des Knaben, der wie mancher andere von der Natur mit einer besonderen Gabe beschenkt glaubte, einmal die Kunstakademie besuchen zu dürfen, wurde indessen bald durch die Entscheidung des fürsorglichen aber realer denkenden Vaters zunichte gemacht „Mei Junge ward Schneider!“

Und Ernst Schenke wurde es auch! Sein Fach verstand er schon, denn die Gesellenprüfung trug ihm das Prädikat „Sehr gut!“ ein. Wichtig und wohl mitbestimmend für seine weitere Entwicklung mag der dauernde Umgang mit den Dorfbewohnern gewesen sein, der Schneidergeselle Schenke arbeitete nämlich wochenlang in zahlreichen Dörfern des Nimptscher Landes, hier lernte er den Bauer, Großgrundbesitzer, Dominiararbeiter, den Schulmeister und Dorfbarbier und all jene anderen das Gesicht des Landes bestimmenden Menschen kennen, die heute immer wieder in ihrer natürlichen Lebensart und Urwüchsigkeit mit einer köstlichen Frische in seinen Werken sprechen. Was der Knabe glaubte, mit dem Pinsel schaffen zu können, das gelang dem jungen Schenke bald in einer für die Zukunft vielversprechenden Art, Gedichte zu schreiben, die wie seine kleinen Gemälde, eine das Herz gewinnende, fein abgestimmte Farbenfreudigkeit erfüllten. Das zuerst veröffentlichte Mundartgedicht „Der Pfafferkucha“ hatte einen durchschlagenden Erfolg, andere, auch im Schriftdeutsch abgefaßten Werke folgten, man wurde auf den dichtenden Schneider aufmerksam. Paul Keller schrieb mehrfach anerkennende Briefe und nahm Einsendungen von ihm in der „Bergstadt“ auf.

Den Weltkrieg erlebte Schenke, der sich mehrfach freiwillig gemeldet hatte, an der mazedonischen Front. Nach der Rückkehr in die Heimat betrieb er zwar weiterhin das Schneiderhandwerk, fruchtbarer war aber sein dichterisches Schaffen, dem bald mit dem vier Wochen nach dem Erscheinen vergriffenen ersten Gedichtsbüchlein „Laba und Treiba“ ein sichtbarer und anspornender Erfolg zuteil wurde, das zweite Bändchen „Drinne und draußa“ ward ebenso begehrt. Schenke verließ Nimptsch, ging auf einen Ruf Paul Barschs, der ihm ein väterlicher Freund geworden war, als Schriftleiter nach Breslau, und bald begann in seiner schriftstellerischen Tätigkeit die Mitarbeit am Funk, für den er seit 1924 zahlreiche Hörspiele schrieb.

Wir lauschten ihnen immer wie beglückte Kinder, weil uns stets ein Stück Heimat mit einem bunten Blumenkranz eigener Erlebnisse und Erinnerungen umwehte. Die Kantaten

„Das schlesische Jahr“ brachten mit den von Karl Szuka geschaffenen Vertonungen unser Land, Dorf und Volk, wie es leibt und lebt, der „Altweibersommer“ war ein nach Musik, Sprache und Inhalt meisterlich geschaffenes Gespinnst, die „Huax ei derr Hilbich-Mühle“ ließ uns so herzerfrischend am Lautsprecher lachen, wie Tausende von Besuchern aus Stadt und Land dieses Werk als Bühnenspiel bejubelten. Und wer kennt nicht die von Schenke verfaßte schlesische Bearbeitung des Hindrich'schen Werkes „Kraich um Jolanthe“, die fünfmal, zuletzt Oktober 1937, während der Breslauer Funkausstellung in den Messehallen, gesendet wurde? Wir Schlesier lachen doch von Herzen gern, der unverbesserlichste Griesgram und Miesepeter muß ein Körnchen Freude in seinem Herzen keimen lassen, wenn er diesen Sendungen lauscht! Das letzte Hörspiel Schenkes „Der Erbe vom Schindlerhof“ war wiederum eine Meisterleistung unseres Mundartdichters, dem anerkennende Briefe zu hunderten nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus anderen Gauen und den sudetendeutschen Gebieten zugehen.

Da schrieben ganze Klassen mit ihren Lehrern. Buben und Mädels legten kleine Zeichnungen bei, um dem Dichter eine Freude zu bereiten. Sind das, im pausenlos schaffenden Leben, nicht herrliche Geschenke, die den Dank aus Kinderherzen ins schlichte Dichterstübchen tragen? Schaffende aller Berufsstände berichteten Schenke, daß er ihnen ein Erleben bereitete. Und in diesen Stößen von Zusendungen gibt es natürlich auch einige Kuriositäten, über die man herzlich lachen muß. Ein Verehrer Schenkes fragt an, wie er das Dichten handhabt, ein anderer bittet um sofortige Zusendung aller seiner Werke, da er auch mundartlich dichten will, und ein dritter teilt schließlich mit, daß er sich jetzt im Ruhestande befindet und täglich ein Gedicht verfaßt, und diesem Schreiben legt er die ersten 26 fertigen eigenen Werke zur Begutachtung bei! Ja, wäre das Dichten ein sauber zu erlernendes Handwerk, dann würden wir uns vor der Unmenge solcher Erzeugnisse kaum erwehren können! Und freuen wir uns darüber, daß auch die mundartliche Poesie eine Kunst ist, deren Trägern dieses köstliche Geschenk mit in die Wiege gelegt wurde!

Neben den funktischen Werken sind die im Verlage Heege-Schweidnitz erschienenen Bände „Schlesische Gedichte“, „Hoaxe Langbeen“, „Das bunte Ernst Schenke-Buch“, „Dorf der Ahnen“, „Das föhliche Dorf“, „Schlesisches Jahr“ und „Schlesisches Weihnachtsbüchlein“ nie mehr zu missendes Allgemeingut geworden. Unsere Lesebücher enthalten viele Proben dieses reichen Schaffens, die überall veranstalteten schlesischen Abende bringen immer wieder aus der Fülle der Schätze Werke von Ernst Schenke. Ihm, dem die mittelschlesische Mundart wie kaum einem anderen liegt, sind aber auch feine Gedichte in Hochdeutsch gelungen, die über die

Grenzen unserer Heimat hinaus Anerkennung fanden. Erwähnen wir in diesem Zusammenhange „Ein alter Landarbeiter sieht das Meer“, das man unter 15 000 zum Lyrikerwettbewerb eingegangenen Gedichten als eines der wenigen ankaupte, und daß demnächst in London vom englischen Rundfunk gesendet wird.

Im Vorjahre wurde Schenke als Vertreter Schlesiens zum Reichswettbewerb der deutschen Mundartdichter in Wuppertal „Der goldene Spatz vom Wuppertal“ entsandt und trug dort mit bestem Erfolge seine Werke vor. Zweifellos werden uns aus seinem Schaffen in den nächsten Jahren weitere Dichtungen geschenkt, die wir als Lied der Heimat, als Sprache unserer Väter, als unser eigenes Ich freudig aufnehmen und liebevoll pflegen werden.

Dies sei mein Beitrag über das Leben und Schaffen unseres Ernst Schenke, der mir beim letzten Plauderstündchen am Winterabende in Schieferstein soviel mit auf den Weg gab! Seit 1933 schafft der Dichter in der Abgeschiedenheit dieses verträumten Fleckes am Fuße des Siling. Wir freuen uns darüber, daß das Kind des Reichenbacher Landes wieder in seiner engeren Heimat lebt und wirkt. Dort, wo deutsche Menschen ihre ersten Siedlungen gründeten und das Deutschtum in den Boden legten, wo heute der Siling seinen Gruß ins weite schlesische Land einem Kranz sauberer Dörfer zusendet, dort ist die Stätte des Dichters, für unser Schlesien zu schaffen!

Wir erleben die Geschichte unserer Heimat, ihre Landschaft und Betriebsamkeit, den schlesischen Menschen mit seinen Fehlern und Vorzügen, wie ihn der Herrgott schuf, unser an Herzensgütern reich gesegnetes Wesen in Dichtungen, mit denen Ernst Schenke mit unserer Mutter- und Volkssprache wahre Kunst bietet. Sie soll uns immer ein unausschöpflicher Born sein, aus dem wir alle schöpfen, eingedenk dessen, daß das Zugehörigkeitsgefühl und die große Liebe zur Heimat nur aus ihren Kraftquellen gespeist werden können!

★

Tafelberg

V O N E R N S T S C H E N K E

Ein Berliner kam ins Eulengebirge, um hier seine Ferien zu verleben und einen Schulkameraden zu besuchen, der sich seit einiger Zeit in Ober Königswaldau häuslich niedergelassen hatte. In gehobener Stimmung marschierte der Feriengast durch den taufrischen Bergwald, — den Krückstock geschultert, ein Wanderlied pfeifend, den Blick immer wieder auf die vor ihm aufsteigenden Gipfel oder hinab in die lieblichen Täler gewandt, wo an heiteren Hängen die Hütten der Gebirgler standen und helle Straßen und Wege sich weit ins Land hinein schlängelten. Man sah es dem Wanderer an, er war zufrieden, die Gegend gefiel ihm, er fand es „knorke“ hier.

Ein leiser Kummer aber schien ihn plötzlich zu bedrücken. War er denn auf dem richtigen Wege? Er hatte vorhin bei der großen Tafel an der Kreuzung nicht ordentlich aufgepaßt. Er hatte gedöst, und nun kam es ihm vor, als ob er in falscher Richtung gegangen sei. Was nun? Er blieb stehen und überlegte. Da sah er ein gemütliches altes Männlein aus dem Walde treten. Es trug einen Korb voll frischer Steinpilze, grüßte freundlich und sah den Fremden dabei so treuherzig an, daß dieser sogleich mit der Frage herausplätzte: „Sagen Sie, Väterchen, komme ich hier nach Ober Königswaldau?“ Das gemütliche Männlein blieb stehen, setzte den Korb mit den Pilzen neben sich, zog eine Schnupftabakdose aus der Hosentasche, schnupfte, reichte die Dose dem Fremden, der ganz verduht dastand, und sagte endlich:

„Uff Aberkienichswale wulln Se? Ju ju, doo sein Se richtig. Doo giehn Se immer dan Wäg lang, derno a Stücke bergunder, derno wieder berguuf, derno links onn dan hucha fichta verbei, derno a Stückla rechts und derno wieder links. Derno aber müssa Se uffpoffa, denn doo kimmt a Teichla. Uem doas Teichla giehn Se rimm, biega rechts ei doas Berkapüschla, wu dar ale verdurte Boom stieht, ei dan nächta derr Blick geschloan hotte, giehn wieder gleiche

naus, noch amoll bergunder, links nimm, rechts nüber, und doo sahn Se schunt, glei hingerm Puschje die errsichta Häuser voo Aberkienichswale!“

Der Fremde hielt die Schnupftabakdose, mit der er nichts rechtes anzufangen wußte, noch immer in der Hand, starrte dem Alten ins runzlige Gesicht und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Entschuldigen Se Männeken“ begann er jetzt wieder, „ich wollte nach Ober Königswaldau.“ Das Männchen nickte.

„Aberkienichswale, freilich, freilich, doo sein Se richtig hier. Sie brauchja sich blus onn meine Beschreibung zu haln, immer onn meine Beschreibung.“ Und mit einem Blick auf die Schnupftabakdose fügte er hinzu: „Sie schnuppa wull nich, gell? Schnuppa Se och amoll, immer schnuppa Se, schnuppa Se, doas tut gutt.“

Dem Berliner wurde ganz sonderbar um seinen sonst so hellen Kopf. Er hatte von dem Redeschwall des gemütlichen Alten nicht ein Wort verstanden. Zum ersten Male in seinem Leben hörte er Schlesiſch, und es kam ihm vor, als höre er eine fremde Sprache.

„Nach Ober Königswaldau wollte ich“ begann er noch einmal. Der Alte nickte und steckte die Schnupftabakdose wieder ein, die der Fremde unberührt gelassen hatte. „Aberkienichswale!“ rief er, „freilich, freilich, wie iechs Jhn'n beschrieba hoa, immer lang naus, derno a Stücke bergunder, derno wieder berguuf . . .“ Dem Berliner wurde es unheimlich.

„Danke, danke!“ rief er und verabschiedete sich schnell.

„Nischt zu danka“ klang es zurück, „keene Ursache.“ Das Männlein nahm seinen Korb und verschwand in den Fichten, wie es gekommen war. Noch eine kurze Strecke ging der Fremde, dann setzte er sich an den Wegrand und schüttelte den Kopf. Merkwürdig, — ob die Leute hier alle so sprachen? Da kam ein junger Mann den Weg entlang.

Sportlich gekleidet und mit freundlichem, vertrauenerweckendem Blick. Der Berliner grüßte und brachte seine Frage zum zweiten Male vor. Diesmal erhielt er verständliche Auskunft, und lachend erzählte er von seinem Erlebnis, das er soeben gehabt hatte.

„Ja,“, rief der junge Mann, „da sind Sie zufällig an einen echten Schlesiener geraten. Daß Sie aus dem nicht ganz klug geworden sind, kann ich mir denken.“ Und nun entspann sich, da sie beide den gleichen Weg hatten, ein langes, oft von hellem Lachen unterbrochenes Gespräch über die schlesische Mundart und ihre Eigenheiten. Mit nicht geringem Erstaunen hörte der Berliner, daß es, genau genommen, über vierzig verschiedene Mundarten in Schlesien gäbe. „So weit aber wollen wir uns nicht ins einzelne verlieren“ rief sein Begleiter. „Es würde Sie nur in Verwirrung bringen. Wir haben zwei Hauptmundarten in Schlesien. Das Oberländische und das Niederländische. Unter dem Sammelwort oberländisch bezeichnet man die Gebirgsmundart, unter Niederländisch das Schlesiisch der Ebene. Was Sie vorhin eben hörten, war oberländisch, gebirgsschlesiisch, eulengebirgisch. Im Riesengebirge spricht man allerdings etwas anders. Im Isergebirge, in den Waldenburger Bergen und in den Vorbergen auch, aber das sind nur geringfügige Abweichungen, die Grasschaft Glatz ausgenommen. Ein großer Vokalreichtum ist allen Gebirgsmundarten eigen, nun, Sie werden es ja gemerkt haben a, — immer wieder a. Geganga, gekumma, gelofa gerieta. Die Schlesiener sind gemütliche Leute und reden gern ein wenig um den Kern der Dinge herum. Das darf Sie nicht stutzig machen. Das ist so „Brauchmode“ hierzulande. Der richtige Schlesiener sagt z. B. „wie iech dernoo, doß iech und iech hotte gefrühstückt“, auf hochdeutsch: als ich dann gefrühstückt hatte, oder wörtlich übersetzt: wie ich hernach, daß ich und ich hatte gefrühstückt. Ja, da lachen Sie, und es ist auch recht spaßig, aber daran müssen Sie sich gewöhnen.

„Wie a dernoo, doß a und a ging“ ist eine ähnliche Redewendung. Hochdeutsch würde man sagen: als er dann ging. Aber so einfach macht es sich der Schlesiener eben nicht. Er schiebt noch „und“ ein, gebraucht noch ein „daß“ und ist glücklich, weil ihm diese Einschleifselszeit zu weit-ausgreifender Beschreibung lassen. Vor allem aber möchte ich Sie gleich von vornherein mit dem Wörtlein „ock“ vertraut machen. „Kumm ock, gieh ock.“ Es ist schlecht zu übersetzen. Es hat ungefähr die Bedeutung von „nur“. Komm nur, geh nur, aber damit kommt man ihm noch nicht restlos nahe. Das Sprachgefühl allein ist hier entscheidend, und man muß das „ock“ gewissermaßen von innen heraus begreifen und verstehen. Es kommt immer wieder vor, in zahllosen Sätzen, das werden Sie bald merken.

Sie werden immer wieder vor Rätseln stehen. Zum Beispiel, wenn Sie den Ausruf hören werden „Nee aber oo, über Jhn'n aber oo!“ Oo, das müssen Sie sich merken, heißt „auch“. Der Gebirgler sagt übrigens gern „au“. Nun, das sind nur kleine Unterschiede. „Nee aber oo, über Jhn'n aber oo,“ oder „nee aber au über Jhn'n aber au“ würde wörtlich übersetzt heißen: Nein aber auch über Ihnen (über Sie) aber auch! Damit werden Sie freilich nicht viel anzufangen wissen. Aber die ganze Sache ist, wenn man es recht betrachtet, verhältnismäßig einfach. Wenn Sie einem schlesischen Bauern etwas erzählen, worüber er staunt, und was ihm schier unmöglich vorkommt, ruft er „Nee aber oo, über Jhn'n aber oo!“ Das heißt: Nein, Sie sind ja ein toller Kerl, man muß ja staunen über Sie! Solche Redewendungen gibt es in unserer Mundart noch viele. Zum Beispiel: „Nee ihr Leute, ma möchte sprecha, is wär' nich meeglich“. Nein, ihr Leute, man möchte sprechen, es wäre nicht möglich. Man möchte wirklich manchmal sprechen es wäre nicht möglich, aber es ist vieles möglich im Schlesiischen. „Ihr Leute“ wird übrigens bei allen erdenklichen Gelegenheiten gesagt. „Ihr Leute, ihr Leute, ies doas a Waater.“ Ihr Leute, ihr Leute, ist das ein Wetter. Jedenfalls fangen unendlich viele Sätze mit „Ihr Leute, ihr Leute“ an. Wenn aber ein Schlesiener recht klar und eindringlich sagen will, daß er aus irgendeiner Sache nicht recht klug wird, dann sagt er: „Doas sein merr biehmische Berge“. Das sind mir böhmische (jenseits der Heimatgrenze gelegene) Berge. Ich will Sie bei dieser Gelegenheit auch sogleich mit dem „Biehma“, dem Böhmen, bekanntmachen. Die Böhmen, das sind die Leute, die jenseits der Berge wohnen, aber hier ist etwas anderes gemeint, nämlich ein Geldstück, „derr Biehma“. „ferrn Biehma Wurscht“, für zehn Pfennige Wurst. „Derr Biehma“ spielt bei uns jedenfalls eine große Rolle. Er ist das zehnpfennigstück. Merken Sie sich das gut, denn der richtige Schlesiener sagt zum Beispiel nicht: eine Mark zwanzig, sondern „zwölf Biehma“. Er sagt nicht: eine Mark fünfzig, sondern „fufza Biehma“, nicht fünfzig Pfennige, sondern „fünf Biehma“. „Derr fünfbiehmer“ oder „fünfböhmer“ ist bei uns in Dorf und Stadt zu Hause, selbst in den „besten Familien“. Sie müssen sich aber auch bald an den „Sechser“ gewöhnen, das fünf-pfennigstück. Na, es wird Ihnen nicht schwer fallen. Die Hauptsache ist, daß Sie sich durch nichts „eis Bockshorn joan“, ins Bockshorn jagen — verblüffen lassen. Auch nicht durch das schöne Wort „Lerge“. Die „Lerge“ nämlich ist eine Sache für sich. Übersetzen kann man sie nicht. Auf dem Lande wird sie nur im Zusammenhange mit Hund gebraucht, „Hundelerge“. Eine Hundelerge, das ist ein böser, bissiger Hund. Ja, wieso? fragt man da. Und ich möchte Sie warnen, diesen Ausdruck irgendwie mit

der Lerche in Verbindung zu bringen. Die beiden haben nicht das geringste miteinander zu tun. Nehmen Sie die „Lerge“ als das, was sie ist, als ein Schimpfwort. Wenn Sie allerdings nach Breslau kommen, können Sie es erleben, daß dieser Ausdruck zur Liebkosung wird. „Mensch, Lerge, bist de ooch wieder hier?“ Oder es sagt einer von einem Mädchen: „Mensch, ist das eine schneidige Lerge“. Aber das ist schon keine eigentliche Mundart mehr, sondern Vorstadtdjargon. Der Bauer meint mit der Lerge fast ausschließlich den bissigen Hund.

Sie werden nun schon gemerkt haben, daß es dem Schlesier an Ausdrücken und Bezeichnungen für die Dinge nicht mangelt. Für gewisse Sachen hat er sogar die verschiedenartigsten Bezeichnungen. Nehmen wir beispielsweise die Nase. Sie heißt „Noase“ (das oa bitte nicht o — a, sondern zusammenhängend sprechen). Also die „Noase“ hat folgende Namen: „Kilpe, Gurke, Kartuffel, Zinka, Fjoka“. Der Mund heißt: „Muppe, Maul, Gusche, Frasse, Rüssel, Klabatfcher, Dreckschleuder, Floppe, Loppe und zuweilen auch Schnauze“. Und vom Essen sagt der Schlesier: „assa, moolsta, muffeln, sacka, moahln, frassa, stuppa, wompa, futtern, flosfa, katscha“, je nachdem, wie gegessen wird, üppig oder bescheiden, laut oder leise. Wen man laut essen hört, der „katscht“, wer viel isst, „wompt oder frist“, wer langsam und bedächtig seine Mahlzeit verzehrt, „muffelt oder tutt moahln“ (mahlen). Wer sich hastig oder heißhungerig bei Tische benimmt, „futttert, sackt oder stuppt“. Und weil wir gerade beim Essen sind, will ich Ihnen gleich verraten, was der Schlesier besonders gern isst. Da sind zuerst „die Kliefsla“, die Klöße, kugelförmig und appetitlich. Sie dürfen zum Braten niemals fehlen, und ein Sonntag oder Feiertag ohne „Kliefsla“ wäre nicht richtig. Aber Sie werden auch das „Schlesische Himmelreich“ kennenlernen, jawohl Himmelreich. Es wird zwar nicht allzuoft gegessen, trotzdem es eine Art schlesischer Nationalspeise ist, aber es schmeckt sehr gut. Backobst, geräuchertes Fleisch, Klöße und Sauerkraut sind seine Bestandteile, und Sie glauben gar nicht, wie diese scheinbar sich widersprechenden Zutaten miteinander „harmonieren“, harmonieren. Sehr zu empfehlen ist aber auch die „Krientunke“, die Kreentunke, obwohl sie ziemlich „gebeessig“, ziemlich scharf ist. Und sollten Sie etwa Gelegenheit haben, an einem Schweinschlachten teilzunehmen, dann dürfen Sie sich auf keinen Fall die „Wellwurst“ entgehen lassen. Heiße Wellwurst, frisch aus dem Kessel, hat noch keiner verachtet. Sie können dazu „n ala Kurn“, einen alten Korn, trinken, das wird Ihnen gut tun. Und zum Kaffee, den unsere Frauen sehr gut zu kochen verstehen, „tunken“ Sie „a poar Streefla Sträfelkucha“. Der schlesische Streuselkuchen, auch eine Besonderheit hierzulande, wird nämlich

in den Kaffee „getunkt“, das müssen Sie sich merken. Wer den Kuchen nicht „tunkt“, ist kein richtiger Schlesier. Nach dem Kaffee aber rauchen Sie sich eine „Wonsner Nudel“ oder einen „Wonsner Stänker“ an. Damit meinen wir die Zigarre. In dem Städtchen Wansin, „Wonsa“, wurde früher nämlich viel Tabak gebaut, und deshalb heißt die Zigarre bei uns „Wonsner Nudel“. Mit so einer Nudel im Munde, läßt sich jedenfalls gut „dertheeme hütta“, daheim hüten, zu Hause sitzen und das Heim hüten.

Und nun noch etwas, falls Sie sich etwa bei uns verlieben sollten. Es gibt hübsche Mädchen in Schlesien, und Sie würden in diesem Falle ein „Schamster“, ein junger Liebhaber, werden. Sagen Sie aber zu Ihrem „Schahla“ um Himmelswillen nicht „Madel, iedch lieb' diech. Das gibt es bei uns nicht. Bei uns sagt man schlichtweg „Jedch bien derer gut“. Wenn Sie so sagen, wird sich Ihre Liebste freuen und Ihnen gern „a Schmohtla“, einen Kuß, geben. Sie können dann mit ihr zum Tanze gehen und einen lustigen „Schwenkridch“ oder „Drähdiechrimm“ machen. Aber sehen Sie sich vor, daß Sie nicht mit den jungen „Pärschlan“, den jungen Burschen, „Kraakeel“ oder „Krambulasche“ kriegen, denn es könnte sonst passieren, daß Ihnen ganz gehörig „is Wampla obgeräumt“ (das Wämplein abgeräumt) würde, das heißt, Sie würden „laufige Wamste“ (Hiebe) kriegen. So etwas kann gefährlich werden, und Sie müßten sich da gut „vertewentieren“ (verteidigen). Mancher hat an den Folgen so einer Keilerei schon „uff a Sterbs“ gehn müssen. Sie sind ja aber schließlich nicht nach Schlesien gekommen, um hier „a Lader zu macha“, das heißt, das Zeitliche zu segnen, sondern um „quietchvergniegt“ zu sein und vielleicht gar „fuert“, Hochzeit, zu feiern. Wenn Sie nicht etwa „a Finnerplinz“, die Fühnerblindheit, haben, das heißt kurzsichtig sind, können Sie dort drüben schon „Äberkieenichswale“, Oberkönigswaldau, liegen sehen. Leben Sie gesund und gehen Sie nicht zu spät „eis Poocht“, denn Sie werden von dem langen „Gekottle“ auf der Bahn und der anstrengenden Wanderung „müde Beene“ gekriegt haben. Dort über die Wiese führt „derer Stäg, is Steigla“. Aber treten Sie nicht „ei die Pompe“, in den Schlamm, denn da würden Sie „beschifne Schuhe“, schmutzige Schuhe, kriegen, was bei Ihren Gastgebern vielleicht keinen guten Eindruck machen könnte. Man würde vielleicht sagen, „Na, doas ies a Läusla“, na, das ist ein Läuselein, ein schlimmer Bruder, und das wäre wohl grade kein guter Empfang. Sehen Sie, wenn ich nicht irre, kommt Ihnen dort schon jemand „ei die Keene“. Also nochmals, auf Wiedersehen und frohe Ferien!

Geschichte einer Entführung

V O N H A N S - G E O R G R E H M

Zur Zeit, da der große König Schlesien erobert, und der Hubertusburger Frieden den Waffenlärm zum Schweigen gebracht hatte, geschah es, daß der Monarch daran ging, das Land, das er in so vielen Jahren blutigen Ringens erstritten hatte, durch einen Gürtel starker Festungen zu sichern. So wurden denn gewaltige Werke geplant, die dem Lande für alle Zukunft Ruhe und Frieden sichern sollten.

Wer aber Festungen bauen will, kann dies nicht allein mit Baumeistern und Kriegsräten unternehmen, sondern er braucht dazu auch Arbeiter, Aufseher und viele, viele Menschen, die ein wachsames Auge auf den Fortgang der Arbeiten haben und die sorgen, daß der Gang der Geschäfte nicht ins Stocken gerate. So kam es, daß viele Soldaten und Offiziere, so sich im Kriege meritirt hatten, dann aber, theils empfangener Wunden wegen, theils, weil die nunmehr friedliche Zeit es geraten erscheinen ließ, dem Waffenhandwerk den Rücken kehrten, hier als Condukteure, Geometer, Kanzlisten oder Scribenten Brot und Arbeit fanden, die nach dem Herzen eines alten Kriegsmannes war. So steckte auch Gabriel Treskow, als man ihn in Liegnitz entließ, neben seiner zerschossenen Hand und dreißig Talern in Preußisch Courant einen Schein in die Tasche, der besagte, daß er beim Bau der Festung Silberberg als wohlbestallter königl. Preußischer Bau-Conducteur Verwendung finden sollte. Deshalb hing ihm der Himmel voller Geigen, als er so durch blühenden Ehrenpreis und Löwenzahn am Fuß des Gebirges dahinschritt; er pfiff sich Kriegsglieder von Freund und Feind, sah den Fadenwolken nach, die ihre Seide über den Himmel spannen, und klopfte zuweilen selbstzufrieden auf die Tasche, in der seine harten Taler lustig klimperten.

Zur gleichen Stunde holperte der alte Postwagen die Bergstraße hinan, was er wöchentlich zweimal zu tun pflegte und was, gemessen an seiner Zerbrechlichkeit, immer ein

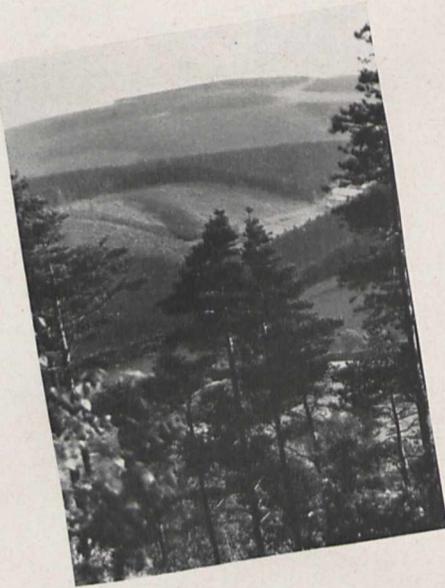
kleines Heldenstück war. Die Schwäche seines Gefährts hinderte aber den Schwager auf dem Bocke beileibe nicht daran, ein lustiges Stückchen nach dem andern aufzublasen, was ihm besonders gut gelang, wenn er vorher im „Schwan“ noch einen Bittern hinter die Binde gegossen hatte. Ja, man sagte von ihm, er würde nicht mit dem Kutscher des Königs tauschen, wenn er nicht vorher von dessen Bittern gekostet hätte. Jedem bekannt und jedem vertraut gehörte der Schwager mit seinem Horn zum Lande, so wie die Berge, die Gießbäche, die klappernden Webstühle, die singenden Wälder oder die schwanenweißen Linnenstücke auf der Bleiche vor den hölzernen Weberhäusern. Ob nun Sonnenschein war oder Regen, ob Krieg oder Frieden, den Schwager kümmerte es nur wenig. Er saß, unberührt vom Treiben der großen Welt, auf seinem Kutschbock, ungefähr so wie sein göttlicher Schutzpatron Mercurius im Sadebedschen Hause zu Reichenbach.

So konnte es zum Beispiel auch geschehen, daß er nicht wußte, was in den polizeilichen Steckbriefen stand, die er auf seinem Wagen mitnahm, und was sich schon die Späßen von den Dächern zupfiffen, nämlich, daß ein märkischer Edelmann, des Gabriel standesherrlicher Namensvetter, ein Freiherr von Treskow, den die Kriegswirren hierher gespült hatten, seine heimliche Braut, die junge Gräfin Biberstein, auf Nimmerwiedersehn entführt hatte, was den alten Grafen so erbitterte, daß er dem jungen Pärchen nebst dem Teufel sogar die Polizei auf den Hals zu heßen wünschte. Dies Verfahren hatte allerdings bis dato nur den Erfolg gehabt, daß sich alle jungen Leute über den schneidigen Treskow freuten, alle jungen Mädchen von ihm träumten und die Dorfjugend auf der Straße „Treskow und Biberstein“ spielte, an Stelle von „Räuber und Soldaten“.

Während nun das Pärchen in der Jagdhütte oben am Bärenstein ein vergnügliches Leben führte, fuhr besagter



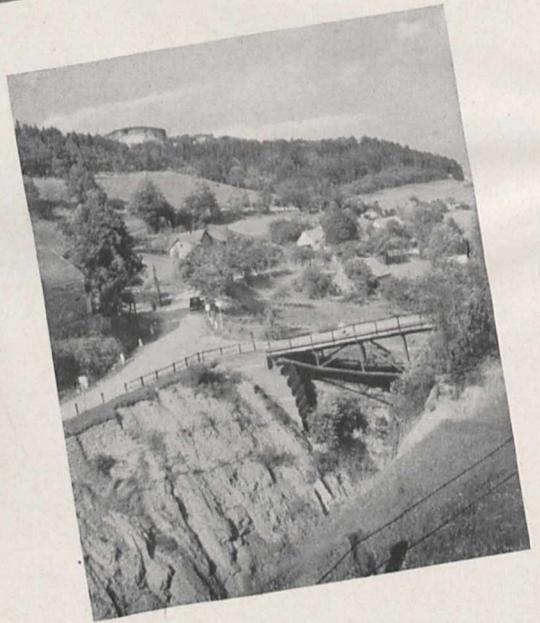
HOHE EULE



WEIGELSDORF



PETERSWALDAU



SILBERBERG

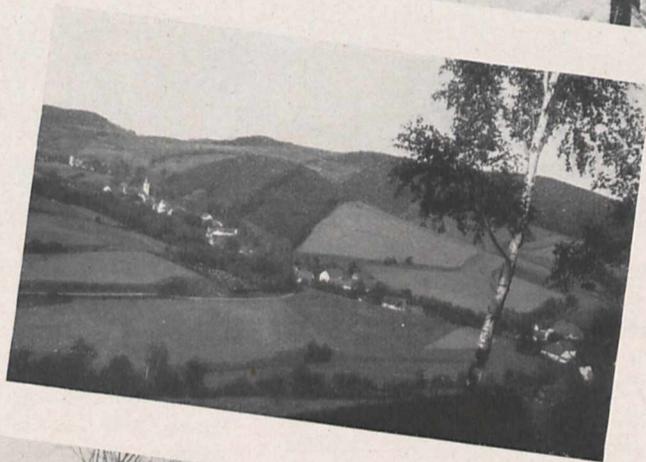
STEINKUNZENDORF



NEU BIELAU



STEINSEIFERSDORF



LANGENBIELAU





AUFN. RETZLAFF

GEMÜTLICHE BAUDEN GEBEN DEM EULELAND EINEN EIGENEN ZAUBER

Postwagen mit lautem Hornruf die Straße bergan, und wenn auch eine Fliege die Nase des kurzsichtigen Actuarius mit hartnäckiger Bosheit umschwirrte, so konnte sie es doch nicht dazu bringen, daß er den Faden seiner Beredsamkeit abreißen ließ, mit dem er sein Gegenüber, die hübsche kleine Kammerzofe, einzuspinnen suchte. Gerade hatte er den Fall Treskow eingehend behandelt und war dabei, auf einem Umwege über die Philosophie, die Politik im allgemeinen und die des Preussischen Königs im besonderen einer ebenso kritischen wie tiefschürfenden Betrachtung zu unterziehen, als das anscheinend der alten, ehrwürdigen Postchaise über die Hutchnur ging. Sie mischte sich also auf dem Umwege über eine gebrochene Achse in die Unterhaltung, indem sie kurzerhand ihren gesamten Inhalt in den Straßengraben kippte, so daß Schwager, Zofe und Actuar, vermengt mit Taschen, Koffern und Papieren in lustigem Wirbel zu Füßen unseres Gabriel Treskow landete, der just hier seines Weges zog. Der griff sofort wacker zu, zog das wimmernde Zöfchen aus dem Unglücksknäuel heraus, und diese hörte auch sogleich mit Klagen auf, als sie sich in den Armen des starken Mannes fühlte, so daß ein Unbefangener wohl hätte meinen können, zwischen den beiden bestehe ein geheimes Einverständnis. Das war auch sofort die Überzeugung des Herrn Actuarius, als er sich seinen schmerzenden Schenkel rieb und zusah, wie sich Gabriel um das Zöfchen bemühte. Man geht also nicht fehl, wenn man annimmt, daß es nicht gerade freundschaftliche Gefühle waren, die der Actuarius gegen den Ankömmling hegte. Aber seine schlechte Stimmung wäre ohne jeden Belang gewesen, wäre er nicht auf den Gedanken gekommen, sich erst einmal vorzustellen, um so das Verhältnis zu dem Neuling in die nötige korrekte Bahn zu bringen.

Das Gesicht des Herrn Actuarius war aber alles andere als geistvoll, als sein ahnungsloses Gegenüber ihm seinen Namen nannte. Mußte ja ein Teufelskerl sein, dieser Treskow, so einfach seinen richtigen Namen zu nennen, wo der doch groß an jeder polizeilichen Anschlagtafel prangte und jeder, dem es beliebte, lesen konnte, daß auf seine Ergreifung eine Belohnung von 100 Talern gesetzt war. Warum sollte es ihm aber nicht gelingen, sich diese 100 Taler zu verdienen? Das Abenteuer regte sich in ihm.

War der Bursch aber so gefährlich, dann war Vorsicht am Platze. Er suchte also seine Verwirrung hinter einem freundlichen Gesicht zu verbergen, schützte Geschäftigkeit vor, verständigte sich mit dem Schwager, der gerade fluchend seine Ladung am Wegrande aufbaute, und erbot sich, zu dem nächsten Stellmacher zu gehen, um ihn von dem Schaden zu verständigen.

Als er unterwegs seinen Schlachtplan entwerfen wollte, erschien ihm die Sache noch unheimlicher als zuvor. Das Einverständnis zwischen den beiden reizte seinen Argwohn; wie nun, wenn die Zofe gar keine Zofe war? Auf einmal fiel ihm auf, daß sie seiner Unterhaltung aufmerksam zugehört hatte, sein Verdacht verdichtete sich immer mehr. Nein, das war keine Zofe, das war niemand anders als die Gräfin Biberstein, die auf diesem unverdächtigen Wege zu entkommen suchte, während der von Treskow ihr wie ein Schatten folgte und sich allein durchzuschlagen suchte. So ging er, nachdem er einen Stellmacher benachrichtigt, in ein Gasthaus, das am Wege lag, ließ sich außer einem guten Kaffee Feder und Papier geben, verfaßte einen Brief an den Grafen Biberstein und fand einen Burschen, der bereit war, ihn um zwei Taler bis zum Mittag an seinen Bestimmungsort zu bringen. Dann ging er wieder zurück zu dem zerbrochenen Wagen, wo er nicht viel verändert fand, und erfuhr, daß man sich vorbereiten müsse, im „Schlesischen Falken“ zu übernachten, da eine Wiederherstellung des Wagens vor morgen früh nicht möglich sei. Zwar jubelte er innerlich, aber er stellte sich so, als ob ihm diese Nachricht das Unangenehmste sei, was ihm auf Gottes weiter Welt passieren konnte, um sein Spiel auch ja nicht zu verlieren.

Wie sie aber auf dem Wege nach der Schenke waren, und er sah, wie sich der Treskow gar so zärtlich um das kleine Fräulein bemühte, da kam auch seiner verknöcherten Seele so etwas wie Reue, daß er dies zarte Glück nun mit plumpen Fingern zerstören sollte. Er äußerte also seine Bedenken gegen das Gasthaus, schlug eine kleine Fußpartie vor, da man ja die Post auch weiter oben erwarten könne; aber als die beiden die Schenke gesehen hatten, die unter blühenden Kastanien an der Berglehne lag, da waren sie rein veressen darauf, dort zu bleiben, und als er, um nun sein Gewissen vollends zu entlasten, die Bemerkung einflucht, der Herr Baron könne doch unter Umständen erkannt werden, da erntete er nur ein schallendes Gelächter als Antwort. Nun gut, er hatte genug getan, wenn die beiden durchaus in ihr Verderben rennen wollten, so konnte er sie nicht daran hindern. So kam er wieder auf seinen vorigen Kriegsplan zurück und arbeitete ihn weiter aus, wobei er noch überlegte, was er am vorteilhaftesten mit den 100 Talern anfinge, die ihm da so wider alles Erwarten in den Schoß regneten. So saß er, teils grollend, teils rechnend, vor der grünen Wirtslaube, wo zwei Menschen sich fanden; aber wenn ihn auch bei einem verstohlenen Blick manchmal das Mitgefühl beschleichen wollte, so legte er doch seine Wachsamkeit nicht schlafen, und wir müßten wahrhaft lügen, wollten wir behaupten, er habe nicht erleichtert aufgeatmet, als

der Gendarm in den Hof eintritt. Der machte nun nicht viel Federlesen, er trat in die Laube ein, scherte sich den Teufel um das gestörte tête à tête, sagte, er freue sich, das Pärchen zusammen zu erwischen, und erklärte sie kurzerhand für verhaftet.

Da saßen sie nun, aus allen Himmeln gestürzt, jeder überzeugt von seiner Unschuld, und in der bitteren Not ihrer Kränkung heulte das kleine Zöfchen lauthals los, und Gabriel wurden seine Fragen mit der Bemerkung abgeschnitten, er habe zu warten, bis der Zeuge da sei. Und der Zeuge kam, er kam in Gestalt des königlich-preussischen Obersten Graf Biberstein vom Regiment Graf Bernsdorff und kam wutschnaubend auf schäumendem Pferde in den Hof eingeritten. Der Gendarm trat heraus, machte Meldung, und sporrenklirrend betrat der Herr Oberst den halbdunklen Raum.

Was nun geschah, war eine Überraschung für alle: Das Gewitter auf der Stirn des Herrn Obersten verzog sich und machte einem breiten Lachen Platz: Treskow, der bis

dahin mit empörter Miene dagelassen, nahm Haltung an und meldete dienstlich: „Feldwebel Treskow, Kürassierregiment Graf Bernsdorff, 2. Eskadron, abkommandiert zum Festungsbau nach Silberberg!“ Als nun aber der Herr Oberst seine Enttäuschung bezwang und seinem ehemaligen Feldwebel lachend die Hand hinstreckte, da setzte der Gendarm sich schweigend auf sein Pferd und ritt davon. Der Herr Actuarium aber bemerkte, daß er eine riesige Dummheit gemacht hatte, die er nun wohl oder übel würde gutmachen müssen, und weil auch ein königlich-preussischer Bau-Conducteur eine Frau braucht, so zahlte er nicht nur den Wein, den man an diesem Abend trank, sondern er tanzte auch auf seiner Hochzeit.

Bevor jedoch der weißhaarige Pfarrer zu Silberberg die beiden zusammengab, hörte er ihn, über das Kirchenbuch gebeugt, murmeln: „Treskow, Treskow . . . schon wieder Treskow“, aber er schwieg still, und auch der Pfarrer schwieg, denn er war ein alter Seelenhirt und wußte, was er seinem Amte schuldig war.

SCHRIFTTUM

Zu Eichendorffs 150. Geburtstag am 10. März 1938*)

Eichendorff ist über die Grenzen des Stammesraumes hinaus so sehr Dichter der Deutschen geworden, daß er seine schlesische Herkunft fast vergessen ließ. Und doch scheint schon im äußeren Ablauf seines Lebens — von seinem Beginn am 10. März 1788 in Lubowitz bis zu seinem Ausgang am 26. November 1857 in Meisse — die schlesische Heimat bedeutsam: Ursprung und Vollendung sind mit ihrem Boden verbunden.

Aus der entlegenen Stille des ober-schlesischen Schlosses führte ihn sein Lebensgang durch zahlreiche deutsche Städte und Landschaften. Nach den Schülerjahren in Breslau empfängt der Student der Rechte seit 1805 in Halle durch Schleiermacher und Steffens erste Anregungen von der romantischen Bewegung. Sie werden in den folgenden Jahren vertieft und erweitert durch die Bekanntschaft mit Görres, A. von Arnim und schließlich durch die Jahre in Berlin und Wien, die neben fichtes Vorlesungen die Berührung mit den Ideenkreisen Adam Müllers und Friedrich Schlegels bringen. Den Kriegsjahren, die ihn als Freiwilligen in der Lützowschen Schar finden, folgt die Zeit der Beamten-tätigkeit

in Breslau, Danzig, Königsberg und Berlin. Nach dem Abschied aus dem Amt (1844) wechselt der alternde Dichter seinen Wohnort mehrmals, bis er nach unruhigen Jahren in Danzig, Wien, Berlin, Rötten, Dresden für die letzte kurze Lebenszeit in die schlesische Heimat zurückkehrt.

So ausgedehnt Bildungsraum und Lebenskreis im weiten Rahmen des deutschen Landes erscheinen — Eichendorffs Weltanschauung entstammte in ihren Wesenszügen dem Lubowitzer Vaterhaus. Sie wurde durch neue Eindrücke zu harmonischer Vollkommenheit entwickelt, aber alle Keime seiner Lebenshaltung und ihrer dichterischen Auswicklung sind in Herkunft und Abstammung vorgebildet. Das alte — ursprünglich sächsische — Eichendorffsche Adelsgeschlecht, seit Generationen dem ostdeutschen Kolonisationsland verbunden, gewinnt in der Stimme des Dichters noch einmal Leben. Aus jahrhundertalter unbestrittener Festigkeit und Einheit religiöser und nationaler Ideale erwächst Eichendorffs Weltbild. Ihm ist es wie seinen Vorfahren eine ritterliche Pflicht und edle Aufgabe, „Mit dem Schwert dem Feinde zu wehren“. Wie kaum einem anderen der deutschen Freiheitsdichter strömten dem schlesischen Edelmann die echten Töne der Vaterlandsbegeisterung zu — bis zu dem leidenschaftlichen Appell:

„Frei auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, über'n Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen,
Bis nach Paris hinein!“

*) Die schlesischen Monatshefte werden unsere Stellungnahme zu Eichendorffs Persönlichkeit und Werk in ihrem ober-schlesischen Fragen gewidmeten Maihefte eingehender berühren.

Sein Geschlecht, das durch seine Besitzungen auf österreichischem wie auf preussischem Staatsboden heimisch war, schuf das schwingende Gleichgewicht, das er im Leben und Dichten zwischen Wien und Berlin wahrte. Lubowitz, belebt von heiterer Ge-

Jelligkeit und verschwenderischem Glanz der Lebensführung, sammelt noch einmal den Zauber alter österreichisch-schlesischer Barockkultur. Die Welt der Schlösser und Gärten, der strahlenden Feste, der zierlichen Verkleidungen in Eichendorffs Dichtung wurzelte darin. Die Eindrücke seines Aufenthaltes in Wien verbanden sich harmonisch mit dem Erlebnis des romantischen Heidelberg: So belebte er inmitten einer Zeit, da Schlessien sich aus dem österreichischen Kulturverband löste und in den preußischen Lebensraum hineinwuchs, die nachbarocke Welt mit dem neuen frischen Hauch der Romantik.

Neben der ständischen Bindung an die schlesische Adelsstradition ist vor allem das schlesische Landschaftsbild entscheidend geworden für die Dichtung Eichendorffs. Er selbst war sich dessen bewußt, als er in „Dichter und ihre Gesellen“ den heiden Fortunatas sagen ließ: „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen.“ Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fort-klingt. Seine eigene Dichtung erwuchs aus dem Wefensgrund der schlesischen Landschaft. Ihre bewaldeten Hügel, die der „Strom wie ein silbernes Band“ durchfließt, die verschwimmenden Linien der Karpaten im Hintergrund und über der Oder das hohe weiße Schloß, „in Blüten halb versunken“, das sind die frühesten bleibenden Eindrücke des Knaben. Im Wipfel eines hohen Birnbaums am Gartenabhang, von wo er „über das Blütenmeer der niederen Bäume weit ins Land schauen konnte“, las er die alten Volksbücher. Im Zweifel, „ob der Frühling mit seinen Zauberklichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten“, verschmolz zum erstenmal dichterisches Volksgut mit lebendigem Naturempfinden — eine Fähigkeit, die schon der junge Eichendorff auch ohne den Einfluß der Heidelberger Romantik sein Eigen nannte. Eichendorff blieb dem Zauber der heimatischen Landschaft unlösbar verbunden. Nicht nur für den Breslauer Gymnasiasten, für den Studenten in Halle und Heidelberg war Lubowitz das Ziel ständiger Sehnsucht; als das Schloß nach dem Tode der Mutter 1822 wie die anderen schlesischen Besitzungen der Familie verkauft werden mußte, tauchte der Schatten schmerzlicher Sehnsucht das Bild der Heimat in wehmütiges Hell-dunkel:

„Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höhe?
Das Horn lockt nächstlich dort, als ob's dich rief,
Am Abgrund graßt das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe. —
O stille, wecke nicht, es war, als schlief
Da drunten ein unnenbar Weh.“

Der Melodie der Heimat, „dieses Bannes zauberisches Ringen“, ist sein ganzes Werk unterworfen. Seine Wälder und Gärten, Mühlen und Dörfer, Berge und Ströme, seine Mondnacht und sein Sonnentag sind überhaucht von einer Stimmung, die aus der einsamen Weite ostdeutscher Landschaft strömt. Aus seiner Dichtung steigt nicht wie aus den Werken späterer Schlessier das ostdeutsche Land in greifbarer Plastik auf: Er erfüllte es mit der Seele des Mystikers und malte es in seinen gebrochenen Tönen. Sinnliches Erfassen und mystisches Verschleiern der Natur durchdrangen sich und gaben seinem Landschaftsbild die hintergründige Tiefe.

So wurde der Dichter der deutschen Landschaft zugleich Kämpfer der schlesischen, die sich dem Altern in der Stille der alten Bischofsresidenz noch einmal in vollem Zauber zu erschließen schien. Eine Heimat wie Lubowitz ist ihm Neisse nicht mehr geworden, so tief ihn die Schönheit der Umgebung berührte.

für uns aber hat die Stadt mehr von der Seele Eichendorffs gewahrt als das weiße Schloß über der Oder, das in plumper Umbau entweichte. Über dem Grabstein des Dichters aus schlesischem Marmor öffnet sich der Blick in die weite Ebene, auf die blaue Kette der Berge im Hintergrund. In den sonnen-durchstrahlten Räumen seines Sterbehauses in der Friedrichstadt scheint in den Kostbarkeiten aus dem Besitz des Dichters und seiner Familie ein Stück von der „alten, schönen Zeit“ erhalten zu sein.

Johanna Mehler

THEATER

Das Deutschtum Ost-Oberschlesiens und das Gründens-Gastspiel

Das Deutschtum Ost-Oberschlesiens, das in den vergangenen 15 Jahren alle Bitternis erfahren hat, die anscheinend das Schicksal jeder auslandsdeutschen Volksgruppe ausmacht, ist nie müde geworden in dem Kampf um seine nationale Selbstbehauptung. Und dieser Kampf erschöpft sich nicht allein in der Abwehr der gegen seinen wirtschaftlichen Bestand gerichteten Angriffe, nicht in der Frage der Erziehung des deutschen Kindes; er wird mit ebenso großem Eifer auf kulturellem Gebiet geführt. Das Deutschtum Ost-Oberschlesiens hängt am deutschen Lied, und es ist ebenso unlösbar verbunden mit dem deutschen Theater, obwohl gerade hier in letzter Zeit große Erschwernisse die Arbeit beeinträchtigen. Bis zum 15. Juli 1937, dem Tage des Abblaus der Genfer Konvention, stand den Deutschen das Kattowitzer Stadttheater an zwei Tagen in der Woche und einem Sonntag im Monat zur Verfügung — eine Regelung, die sich Jahre hindurch bewährt hatte, so daß man annehmen konnte, sie würde auch beibehalten werden. Doch es kam leider anders. Die Zahl der Aufführungen mußte auf vier im Monat zurückgeschraubt werden, da die deutsche Theatergemeinde das Kattowitzer Theater eben nur an vier Tagen erhielt. Hinzu kam dann noch der schwere Schlag für das Deutschtum in Königshütte, als die Behörde den Theatersaal im Hotel „Graf Reden“ schloß und damit den Deutschen in dieser Großstadt kein anderer Raum mehr zur Verfügung stand, in dem sich Aufführungen hätten ermöglichen lassen. So ist Königshütte nun schon seit fünf Monaten ohne deutsches Theater, und es ist noch gar nicht abzusehen, ob in der laufenden Spielzeit überhaupt noch Aufführungen werden stattfinden können. Das Tragische dabei ist, daß sich besonders Königshütte durch eine große Theaterfreudigkeit auszeichnet — wenn man von dem mangelnden Interesse für die Oper abieht.

Kattowitz ist nun die Aufgabe zuteil geworden, auch einen Teil des Königshütter Publikums zu übernehmen. Das macht sich nicht zuletzt darin bemerkbar, daß die Mehrzahl der Aufführungen des Oberschlesischen Landestheaters, das mit Schauspielen, Opern und Operetten nach Kattowitz kommt, ausverkauft ist.

Bei dieser wenig hoffnungslosen Lage des Deutschtums bedeutete das Gastspiel des Preußischen Staatstheaters in Kattowitz ein ins Überwältigende gesteigertes Erlebnis. Es hätten im ganzen etwa 3000 Karten verkauft werden können, wenn nur das Theater

Fortsetzung Seite 115

Steinseifersdorf

Das schöne Steinseifersdorfer Tal bietet wirkliche Erholung und hohen Naturgenuß.

Im Gebirgszug der Sudeten erstreckt sich das Eulengebirge. Es ist ein reichbewaldetes Mittelgebirge 1014 ü. d. M. Das schönste Tal des Eulengebirges ist das Steinseifersdorfer Tal, umrahmt von bewaldeten Bergen. 420 Meter. Zu Steinseifersdorf gehören die Ortsteile Friedrichshain, Friedrichsgrund 520 Meter, Kaschbach, Schmiedegrund 615 Meter hoch gelegen. Die genannten Ortschaften sind bequem von Reichenbach mittels Eulenbahn und Postauto zu erreichen.

Zu Wanderungen und schönen Spaziergängen ist bei der zentralen Lage des Ortes reichlich Gelegenheit vorhanden. Für den Wintersport ist das Gelände sehr günstig. Der Ortsteil Kaschbach ist der bevorzugte Ausgangspunkt für Skisport.

Gastwirtschaften, fremdenheime und Sommerfrischen

bieten Fremden zu angemessenen Preisen Unterkunft und gute Verpflegung. Hierfür werden folgende Häuser und Wohnungen empfohlen:

Steinseifersdorf

Gasthaus zur Erholung . . . A. Riedel

Gasthaus Preußisches Haus . C. Müller

Gast- und Logierhaus

Zur guten Quelle R. Wittig

Bederkeheim, Christliches

Erholungsheim R. Schwill

Gasthaus zur Weintraube . H. Steiner

Gast- und Logierhaus

Ulbrichshöhe H. Brehke

Sommerfrischen

Haus Sonnenschein Herm. Kühnel

Haus Martha M. Herzog

Haus Buchenhof P. Wonneberger

Landhaus Ursula R. Günther

Landhaus Daheim P. Ackermann

Friedrichshain - Millmichtal

Gast- und Logierhaus Alter Fritz
mit Haus Waldfrieden . . O. Viertel

Sommerfrischen

Berghaus zur schönen Aussicht A. Adam

Haus Heimte C. Quellmelz

Haus Bergesruh H. Urban

Kaschbach - Schmiedegrund

Gasthaus zur Wachholder-
schenke H. Scholz

Sommerfrischen (Schmiedegrund)

Wiesenhof W. Schremmer

Waldrausch R. Hilbert

Landhaus am „Hohen Fahn“ W. Hanke

Peterswaldau

Das Eingangstor zum Eulengebirge

entstand ums Jahr 1100 und war schon Anfang des 16. Jahrhunderts als

Bade- und Kurort

weit bekannt und viel besucht. Frühzeitig entwickelte sich der Ort durch die Herstellung von Stoffen zu einem weit über die Grenzen Deutschlands bekannten Platze. Der frühere Grundherr, ein angesehener Kaufherr, hatte sogar eine eigene Handelsflotte und stand mit der ganzen Welt in Verbindung. Die Not des 30jährigen Krieges und die schlesischen Kriege zu Friedrichs des Großen Zeiten, sowie die Jahre 1806 bis 1807 brachten einen wirtschaftlichen Niedergang der Handweberei. Hier war auch der Schauplatz des Gerhart Hauptmannschen Schauspiels „Die Weber“. Später erfolgte eine Umstellung von der Leinenweberei auf Baumwollerzeugnisse und damit ein Aufblühen der Fabriken.

Der Ort, am Fuße der mit dichtem Baumbestand bewachsenen Berge liegend, zieht sich teilweise tief in die malerischen Täler hinein, bietet die Möglichkeiten zu vielseitigen Ausflügen in die Umgegend und hat sich in den letzten Jahren als

gern besuchte Sommer- und Winterfrische

entwickelt. Ein prächtiges frei-Schwimmbad mit Luft- und Sonnenbad, neben einem großen Stadion, geben angenehme Abwechslung.

Zwei Kraftpostlinien führen mehrfach am Tage auf den Gebirgskamm und zur nahen Kreisstadt.

Peterswaldau besitzt 4 Bahnhöfe der Eulengebirgsbahn (Nieder, Mittel, Ober Peterswaldau und Bahnhof Stadion).

4 Ärzte, 1 Zahnärztin, Apotheke, Warmwasserbäder.

Auskünfte und Werbedrucke durch den Bürgermeister (Verkehrsamt)

Ober Peterswaldau

Hier fühlen sich unsere KdF-Urlauber wohl:

Hotel „Glogerei“, Bes. Max Töpfer. Großer, schöner Saal; schattiger Garten, Kegelbahn. 10 Fremdenzimmer, 12 Betten. Fernruf Reichenbach **2664**

Gasthaus „Friedensberg“, Bes. Gustav Buchsch. Tanzdiele mit schöner Veranda, Garten. 2 Fremdenz., 4 Betten. Fernruf Reichenbach **2488**

Gasthaus „Zwei Linden“, Besitzerin Frau Michalke. Schöne Gasträume, 2 Fremdenzimmer, 4 Betten Fernruf Reichenbach **2467**

Café Müller, Pächter Adolf Müller. Lieblicher Kaffee-Garten, 1 Fremdenzimmer, 2 Betten Fernruf Reichenbach **2802**

Bahnhofswirtschaft „Eulenklause“, Haltestelle der Eulebahn Reichenbach — Silberberg

Baudenrestaurant „Gerngroßlinde“, gute Fernsicht über 32 Ortschaften

sowie zahlreiche Privatheime



I.C.W. Haehnel, Natursteinwerke, Gnadendorf

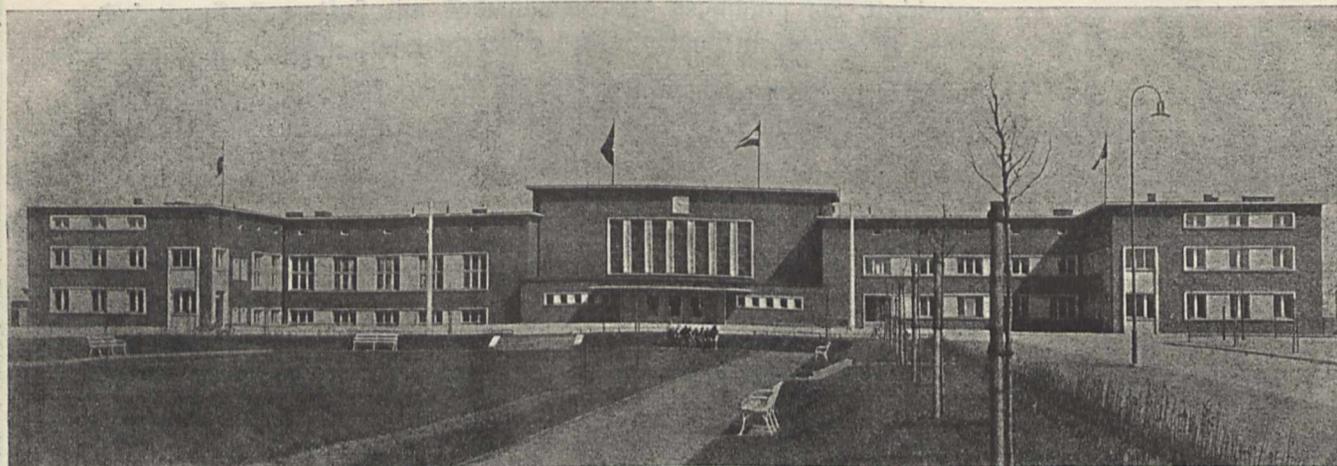
Gegründet 1847 • Fernruf: 223 • Drahtwort: Haehnel Gnadendorf • Für Berlin W 35, Großadmiral-von-Koester-Ufer 61

Steinbrüche und Werkanlagen

Gnadendorf in Schlesien für Marmor, Syenit
Langensalza in Thüringen für Travertin

Kirchheim bei Würzburg für Muschelkalk
Kelheim an der Donau für Auerkalkstein

Wir liefern: Steinmetzarbeiten und Platten für äußere und innere Gestaltung von Hochbauten, Grabmale, Kirchenarbeiten, Bildhauerarbeiten nach eigenen und gegebenen Modellen



Reichsbahn-Empfangsgebäude, Tür- und Fensterumrahmungen sowie Brüstungen aus Auerkalkstein und Kirchheimer Muschelkalkstein

Kennst Du

Steinkunzendorf?

In einer unvergleichbar schönen Lage, nordöstlich des hohen Eulemassivs, ringsum von Waldungen umgeben, liegt das schöne, ruhige Steinkunzendorfer Tal mit seinen fröhlichen und gastfreundlichen Bewohnern. Es ladet Sommer und Winter erholungsbedürftige Volksgenossen zum Aufenthalt ein. Ein neuzeitliches, im Schutze hoher Berglehnen erbautes Freibad bietet an warmen Tagen Erfrischung und Erholung.

Bahnstation: Kreisstadt Reichenbach, von hier Postautoverbindung bis an den Erholungsort.

Nachstehende **Hotels, Gasthäuser und Privatfremdenheime**

empfehlen sich zur Aufnahme und bieten an Verpflegung und Unterkunft das Beste.

- | | | |
|---|-------------|-------------------------------------|
| Hotel Forelle | Fernruf 24, | 32 Betten, Zentralheiz., Autogarag. |
| Hotel und Erholungsheim „Zum Schweizerhaus“ | Fernruf 21, | 50 Betten, Zentralheiz., Autogarag. |
| Gast- und Logierhaus „Friedliches Tal“ | Fernruf 23, | 15 Betten, Autogaragen |
| Gast- und Fremdenheim „Waldschloß“ | Fernruf 37, | 10 Betten |
| Café Sandmann | Fernruf 28, | angenehmes Familienlokal |

Privatfremdenheime:

- | | | | |
|---|-----------|-----------------------------------|----------|
| Margaretenbaude | 10 Betten | Haus Käfer | 6 Betten |
| Gottesgabe | 10 Betten | Haus Gerstenberg | 5 Betten |
| Morgenstern (Menzel) | 7 Betten | Haus Böer | 6 Betten |
| Morgenstern (Jendralski) | 7 Betten | Haus Schwarzer | 6 Betten |
| Bergfrieden | 5 Betten | Haus Quoos | 6 Betten |

Sie finden auch Aufnahme in Privatquartieren ohne Verpflegung.

**Nun auf nach Steinkunzendorf,
um Urlaub und Freizeit im Euleland zu erleben!**

Heil Hitler!

Auskunft erteilt: Bürgermeister / Verkehrsamt

Die Gemeinde Steinkunzendorf

Langenbielau

ist eine Stadt, die sich aus der schlesischen Ebene mit ihren wogenden Ährenfeldern bis hinauf in die Wälder des Eulengebirges schmiegt, eine Stadt, die aus dem längsten Reihendorfe des Schlesiens entstand, das einst den Ruhm hatte, das längste und größte Dorf Preußens zu sein, eine Stadt, die in ihrer ganzen Ausdehnung von nahezu 10 Kilometern sich in ihrer Sauberkeit und regelmäßigen Bauweise immer gleich bleibt. Die Stadt ist stolz darauf, daß sie aus einem alten schlesischen Reihendorf entstanden ist, einem Kinde der großen deutschen Wiederbesiedlung Schlesiens.

Langenbielau ist Sitz einer weltbekannten Textilindustrie, also eine Fabrikstadt mit Lärm und Ruß und rauchenden Schornsteinen, denkt der Unkundige! Nein, lieber Wanderer! Dieses Langenbielau ist wohl eine Stadt der Arbeit, aber ihre Stätten sind schön gebaut, hell und licht und fügen sich in den Rhythmus der Landschaft mit ihrem herrlichen Berggelände harmonisch ein.

Langenbielau ist der Sitz einer Fachschule für Textilindustrie, der größten des deutschen Ostens. Langenbielau ist der Sitz der Weberei-Lehrwerkstätte der Deutschen Arbeitsfront, der einzigen bisher in Deutschland. Außerdem hat die Stadt eine Oberrealschule und eine kaufmännische und gewerbliche Berufsschule. Eine Jugendherberge bietet der wanderlustigen Jugend eine schöne Unterkunft inmitten der Berge.

Mitten in der Stadt erstreckt sich ein schöner Park mit Gondelteich und großem Freibad.

Auch im Winter bietet die Umgebung Langenbielaus Gelegenheit zu Bergwanderungen mit und ohne Bretteln.

Darum nehmt Langenbielau zum Ausgangspunkt für Wanderungen!
hier empfängt Euch der ganze Zauber der Bergeinsamkeit!
hier laden behagliche Gaststätten und Unterkunftshäuser
zu froher Raft ein!

Besucht das verträumte

Neu Bielaue Tal

In den Wald eingebettet ist es eine Perle des Eulengebirges. Der Erholungsuchende erlebt hier Stunden gesunder Ausspannung. Herrliche Waldwege führen nach allen Seiten ins Walddreich der Eule.

In folgenden Gasthäusern und Bleiben wohnen unsere KdF-Urlauber:

„Goldenes Sieb“ Besitzer: Paul Kühnel, Fernruf: Reichenbach 40 36.

Vor 200 Jahren ein Siebmacherhaus, seit über 100 Jahren eines der bekanntesten und geschätzten Ausflugslokale in den Bergen.

Gasthaus „Zur Obermühle“ Besitzer: August Franz, Fernruf: Reichenbach 40 35.

An Walde gelegen, schöner schattiger Garten.

Gasthaus „Zur Weidmannskraft“ Besitzer: Moritz Schindler. Fernruf: Reichenbach 43 74.

Trautes Familienlokal, freundlicher Saal, einladender Kaffeegarten.

Gasthaus „Weißer Bock“ Inhaber: Josef Jung, Fernruf: Reichenbach 44 84.

Ziel aller Ausflügler und Naturfreunde, gleichfalls schattiger Garten.

Gast- und Logierhaus „Kaiser-Wilhelmshöh“ (Steinhäuser)

Besitzer: Max Laurent, Fernruf: Reichenbach 43 29. Direkt am Berge gelegen. Herrliche Terrassen mit weiter Fernsicht. Schöne fremdenzimmer.

Gasthaus „Zum goldenen Frieden“ Besitzer: W. Axmann, Fernruf: Reichenbach 41 34.

Freundliche Gastzimmer. Gute Bewirtung.

Gasthaus „Zur Eulengebirgsbahn“ Besitzerin: Emma Schöbitz.

Großer Saal. Drei Minuten vom Eulen-Bahnhof entfernt.

Gasthaus „Zum Quoos“ Besitzerin: Emma Kindfleisch, Fernruf: Reichenbach 40 34.

Größter Saal am Orte. Schattiger Garten. Autogaragen. fremdenzimmer.

Gaststätte „Karolinenhof“ Besitzer: Arthur Gründel, Fernruf: Reichenbach 43 80.

Nette Gasträume. fremdenzimmer. freundlicher Gesellschaftsgarten.

Sie brauchen Erholung

Sie suchen Naturgenuß!

Beides finden Sie in

Weigelsdorf (Eulengebirge)

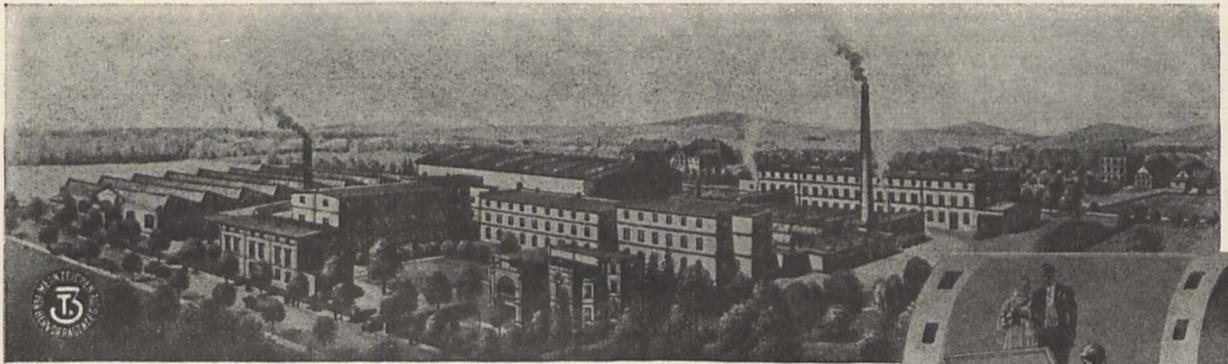
Der südöstliche Teil des romantischen Eulengebirges — etwa zwischen Langenbielau und der unbefiegten Felsenfestung Silberberg — bietet jedem Erholungsuchenden Ruhe und Entspannung und jedem Naturfreund eine ungeahnte Fülle landschaftlicher Reize. Ein Einfallstor zu diesem schönen Erdenfleck ist Weigelsdorf (Eulengebirge), etwa 375 Meter ü. M., in einem längs des Gebirgskammes verlaufenden Tale liegend.

Durch die Lage zwischen Vorbergen und Mittelgebirge ist sowohl dem anspruchsvolleren Bergfreund als auch dem weniger geübten Wanderer Gelegenheit zu Ausflügen und Spaziergängen gegeben. Viele liebliche Täler ermöglichen den Anstieg zur Kammhöhe.

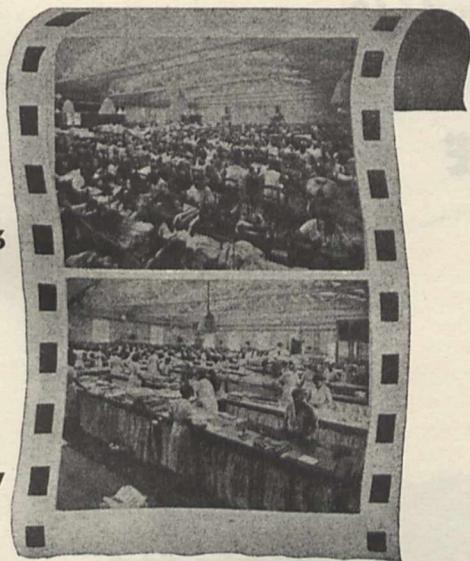
Weigelsdorf beherbergt mit seinen Kolonien 2500 Einwohner. Der Ort ist Haltepunkt der Eulengebirgsbahn (Reichenbach [Eulengeb.]—Silberberg) und hat außerdem täglich viermal Postkraftwagenverbindung von und nach Langenbielau.

Und hier wohnen unsere KdF.-Urlauber

Glasdiele „Zum Eulenhof“, Besitzer Robert Münch, Oberdorf	fernruF 36
Gasthaus „Paradies“, Inh. A. Kunert, am Eingang d. Dorfes (Aussch. von echtem Wünschelburger)	
Gasthaus „Zur Erholung“, Pächter Paul Wenzel, Kolonie Seheersau	fernruF 29
Wendlands Gasthaus, Besitzer Alfred Wendland, Niederdorf Nr. 67	
Gasthaus „Deutscher Hof“, Inhaber M. Nachtigall, Niederdorf Nr. 63	fernruF 27
Gasthaus „Zum Bergschloß“, Inhaber Gustav Dierig, Niederdorf 43	
Gasthaus „Schwarzer Adler“, Besitzer Fritz Schubert, Niederdorf 18	fernruF 31
Gasthaus „Zur grünen Tanne“, Pächter G. Grögör, TannenberG, am Walde gelegen	fernruF 18
Gasthaus „Weiße Mühle“, Pächter Ed. Milde, Unter dem BöhmSberge	fernruF 59



Seit fast 7 Jahrzehnten gehen von hier aus tagtäglich schlesische Erzeugnisse in alle Gaue des Reiches und künden von schlesischem Fleiß. Diese Seite gibt einen kleinen Überblick über das, was hier hergestellt wird. Einen ausführlichen Katalog erhalten Sie auf Wunsch kostenlos



- 1 **Brautausstattungen.** Ein Gebiet, dem wir viel Sorgfalt und Liebe schenken und in dem wir reichlich Erfahrung haben. Ein Büchlein 'Wenn die Hochzeitsglocken läuten' enthält praktische Vorschläge für den Kauf der Aussteuer
- 2 **Bettwäsche.** Glatt oder verziert — jedes Stück wird sauber, akkurat und fest genäht, so daß die Hausfrau viele Jahre Freude daran hat.
- 3 **Leibwäsche.** Immer wieder gibt es neue, schöne Dinge in dieser Abteilung, die ein Hausfrauenherz höher schlagen lassen: Taghemden, Nachthemden, Schlafanzüge! Sie finden bestimmt das Richtige bei uns.
- 4 **Kleider — unsere Spezialität.** Dutzende von Kleidern arbeiten wir täglich. Unsere Modelle sind überall beliebt und unsere Verarbeitung wird stets gelobt. Mehr erfahren Sie im Büchlein 'Der neue billige Weg zu schönen Kleidern.'
- 5 **Oberhemden und Sporthemden.** Groß und vielseitig ist unsere Auswahl. Sauber und solide ist die Verarbeitung; und die Preise sind durchaus volkstümlich. Deshalb hat jeder Kauf stets befriedigt.
- 6 **Blick in einen der Nähsäle,** in dem allein fast 200 Maschinen mit den modernsten Spezial-Einrichtungen laufen.
- 7 **Zuschneideabteilung im Nähsaal 1** Auch hier wird mit den modernsten Zuschneidegeräten gearbeitet.



Schlesische Wäschefabrik

Th. Zimmermann G.m.b.H. Gnadendorf

Abraham Dürninger u. Co.

Werk in Gnadensfrei in Schlesien

Stammhaus Herrnhut i. Sachsen, gegründet im Jahre 1747

Stand mit

Herrnhuter Leinen

auf der internationalen Ausstellung
Paris 1937 im Wettbewerb. Die Jury,
Fachleute der ganzen Welt, gab dem
modischen Herrnhuter Leinen die höchste
Anerkennung in der Klasse 61, den

Grand Prix



Modische Gewebe
für Raumkunst, Tischdecken,
Herren- und Damenkleidung

Gebrauchsgewebe
für Haus und Wirtschaft,
Tischdecken

Spezialgewebe
für Sporthemden, Schuhe,
Mützen, Hüte, Handtaschen

Lieferant der Beschaffungsämter

Wir verarbeiten: Leinen, Baumwolle, Mischgarne, Zellwolle, Kunstseide

Maschinenbauanstalt

Ernst Gerbatsch

K.-G.

Postscheckkonto: Breslau Nr. 2586

Reichsbank Reichenbach (Eulengebirge)

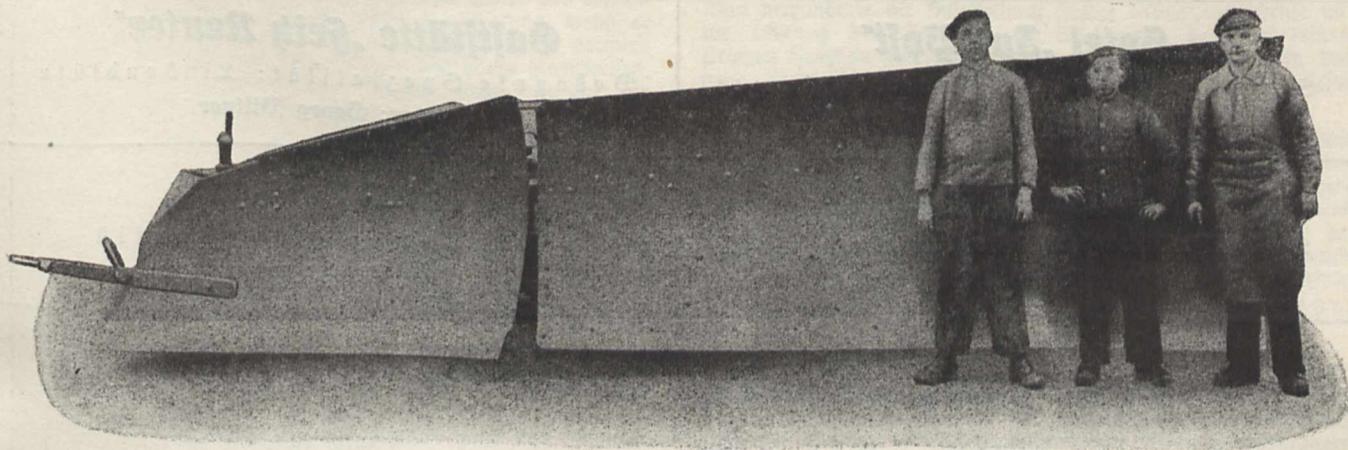
Dresdner Bank, Breslau

Nimptsch i. Schl.

Fernsprecher: Nimptsch Nr. 144

Spezialitäten:

Schneepflüge, Verkehrsschilder, Teile für den
Herd- und Ofenbau, Transportgeräte, Fenster



Gilberberg

das kleine, freundliche Bergstädtchen unter dem bekannten Paß des Culengebirges, wird alljährlich von tausenden Naturfreunden besucht. Seine große geschichtliche Vergangenheit fesselt jedermann; seine landschaftliche Schönheit vermittelt unvergeßliche Eindrücke. Zahlreiche Gaststätten laden zum Verweilen und Ferienerleben in der Bergstadt ein

Festungsgaststätte

auf der von Friedrich dem Großen erbauten Festung Silberberg * Herrliche Aussicht * Besichtigung der Festungsräume durch besondere Führungen * Haftzelle des Dichters Friß Reuter * Angenehme Gasträume * Gute Bedienung
Theodor Kube, Fernruf 43

Hotel „Deutsches Haus“

Schattiger Garten, Gesellschaftsjaal * Autogaragen, Tankstelle * Aufmerksame, gute Bewirtung * Fremdenzimmer
Besitzer: Karl Wagner, Fernruf 33

Bahnhofswirtschaft Gilberberg * Culengebirge

bietet angenehmen Aufenthalt bei aufmerksamer Bedienung

Inhaber: Franz Zenker, Fernruf 45

„Goldener Stern“

am Rathaus * Veranda, Fremdenzimmer * Gute Küche
Besitzer: Paul Ciesla

Kaffee „Paßhöhe“

Garten * Fremdenzimmer * Angenehmer Aufenthalt
Besitzer: Friedrich Scharlach

Gaststätte „Zur Erholung“

Garten mit guter Aussicht und Veranda
Am Wege zur Festung gelegen
Inhaber: Richard Nikolaus, Fernruf 83

Gasthaus „Zur Friedrichshöh“

direkt an der Paßhöhe, Fremdenzimmer, großer Autoparkplatz
empfiehlt sein Lokal zum Besuch
Besitzer: Ludwig Wolf, Fernruf 54

Hotel „Zur Post“

Schattige Veranda * Fremdenzimmer
Besitzerin: Elisabeth Wolf, Fernruf 27

Gaststätte „Friß Reuter“

Bekannte Spezialität: Lindenblüte
Inhaber: Georg Bittner

Hahnenkoppenbaude

Herrliche Aussicht, beste Bedienung, erreichbar d. Paßstraße
Besitzerin: Agnes Thiel, Fernruf 70

Franz Heun

staatlich geprüfter Dentist
Siberberg, Hauptstr. 18

Zu Autofahrten in die herrliche Umgegend von Silberberg empfehlen ihre Wagen:

Max Kornecki

Fernruf 6

Alfred Bothe

Fernruf 20

Bankverein Silberberg * Eulengebirge

e. G. m. b. H.

Ausführung aller Bankgeschäfte * Reisekreditbriefe

Brot- und Feinbäckerei

Alfred Jung

Fernruf 40

Alle Arten Gebäck in bester Beschaffenheit

Wilhelm Schöpke, Bäckermeister

Fernruf 47

Feinste Fleisch- und Wurstwaren empfehlen in bester Qualität:

Reinhold Rauer, Fleischermeister

Fernruf 61

Fritz Kollwe, Fleischermeister

Fernruf 30

Albert Krause Nachfolger

Paul Böhm * Silberberg, Hauptstraße * Fernruf 20

Konfektion, Modewaren, Wäsche, Trikotagen, Kurzwaren

Besucht das schön gelegene **Gilberberg** mit seinen historischen Bergstädtchen **Gilberberg** Sehenswürdigkeiten!

diese Zuschauermenge hätte fassen können! Wo es irgend ging, wurden Sessel eingestellt, und man überbrückte sogar den Orchesterraum und stellte hier ebenfalls Stühle auf, um nur jeden verfügbaren Raum auszunutzen. Beim Kartenverkauf — die Eintrittspreise waren nicht erhöht worden — war die Deutsche Theatergemeinde bemüht, vor allem die Inhaber der Stammstühle zu berücksichtigen. So stattete man denjenigen Theaterbesuchern den Dank ab, die in erster Linie die Kattowitzer Bühne stützen.

Aber es wäre verfehlt anzunehmen, daß das Gastspiel des Preussischen Staatstheaters nur innerhalb der deutschen Volksgruppe in Ost-Oberschlesien Anklang gefunden hätte. Der Widerhall war ebenso stark in der polnischen Bevölkerung, wenn er auch nach außen hin nicht so in Erscheinung trat. So vermied es die polnische Presse, auf das Gastspiel überhaupt hinzuweisen, und auch später fand man in ihren Spalten keine Zeile über die Aufführung. Man kann diese Einstellung als eine grobe Ungezogenheit hinstellen oder sie auch damit „entschuldigen“, daß sie einer geradezu kleinlichen nationalen Intoleranz entsprungen ist. Hunderte von Enthusiasten, die keine Karten mehr bekommen hatten, standen am Abend der Aufführung vor dem Theater am Kattowitzer Ring, um die Puffahrt der vielen Gäste zu beobachten. Nach Schluß der Aufführung hatten sich dann so viel Begeisterte vor dem Bühnenausgang eingefunden, daß die Polizei Mühe hatte, den Berliner Künstlern einen Weg zu bahnen. Im Theater selbst sah man neben dem Deutschen Botschafter in Warschau, Herrn von Moltke, den deutschen Generalkonsul Dr. Nöldeke, Staatssekretär Dr. Freißler, den Leiter der Landesgruppe Polen der NSDAP., Konsul Bürgam, den Dijewoiwoden Malhomme, Sejmarschall Grzesik, den Präsidenten des Appellationsgerichts Dr. Frenzl, sowie den Generalstaatsanwalt Dr. Sahaneh. für alles das aber fand die pol-

nische Presse, obwohl kurz vorher in den reichsdeutschen Zeitungen das Polnische Ballett gefeiert worden war, keine Zeile. Aber wir glauben, daß die eigenartige Haltung der polnischen Zeitungen letzten Endes doch auf diese selbst zurückfällt. Denn schließlich vereinigt das Preussische Staatstheater Schauspieler von Weltruf in einem Ensemble, wie wir es in der Geschichte des Theaters ein zweites Mal bisher nicht angetroffen haben. Das große Erlebnis der Aufführung in Worte zu fassen, ist fast unmöglich. Denn was können hier Worte ausdrücken, wo ein jeder der Mitspielenden, von Käthe Dorsch und Gustaf Gründgens bis zu Walter Tarrach, die Zuschauer in einem Bann hielt, aus dem man sich nur schwerlich lösen konnte. Man bewunderte die Spielleitung Gustaf Gründgens ebenso wie die Leistung des Schauspielers Gründgens, der mit seinem Prinzen Gonzaga eine Figur von so viel Eigenart hinstellte, daß man einen Begriff von den Fähigkeiten erhielt, die diesen unvergleichlichen Künstler auszeichnen.

Als die Worte Gonzagas das Trauerspiel ausklingen ließen und der Vorhang sich langsam senkte und den Zuschauern den Blick auf die Bühne entzog, brach, nach einer Weile ergriffenen Schweigens ein Beifall durch, wie man sich ihn machtvoller und gewaltiger nicht vorstellen kann. In ihm kam nicht zuletzt der Dank des Deutschtums Ost-Oberschlesiens dafür zum Ausdruck, daß man sich seiner erinnert hatte, indem man dieses Gastspiel in Kattowitz überhaupt ermöglichte. G. Langer

Geschäftliches (außer Verantwortung der Schriftleitung). Einem Teil der heutigen Auflage liegt ein Prospekt des Verlages Konrad Littmann, Breslau 1, bei, den wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

zeigt für die kommenden Frühlingstage:

Mäntel und Anzüge modisch und elegant,
Besonders schöne Krawatten und Oberhemden
Marken-Hüte in neuen Farben

Moderne Kamelhaar- u. Leder-Jacken u. -Mäntel
Ostmark-Blusen und Kleider
Bärbel- und andere Wollkleider

Über allem Qualität

Besucht den

Billige Tage:

Sonntag, Dienstag, Donnerstag

ZOO

Privatschule für Kueschreift und Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 21305

Mitglied des Prüfungs-Ausschusses der Industrie- u. Handelskammer Breslau

Seidenstoffe + Wollstoffe + Samte

Die schönen  **Modestoffe**

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



Herrenausstatter von Format!
Kaiser-Wilhelm-Str. 12 (Haus Huthmacher)

Angenehm auffallen

Vorteile einer gepflegten Erscheinung, bestimmt durch verständnisvolle Zusammenstellung des modischen Beiwerks, das der Wahl des Stoffes und der Machart des Anzuges entspricht. Vertraut mit dem modischen Wechsel in all den Dingen, die den Herrn angehen, stehe ich Ihnen mit praktischen Vorschlägen für eine geschmackvolle, farbliche Zusammenstellung der modischen Attribute — Oberhemden, Krawatten, Cachenez, Handschuhe, Socken — zur vollen Verfügung

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Graphische Gestaltung: Georg Müller, Breslau.

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): $\frac{1}{4}$ Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. IV. Vierteljahr 1937: 4100.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.